P. o. germ. 1200ⁱ (11

Sammlung

Aus der
Döring'schen Bücherverleihe
in der großen Sandgasse in Frankfurt am Main.

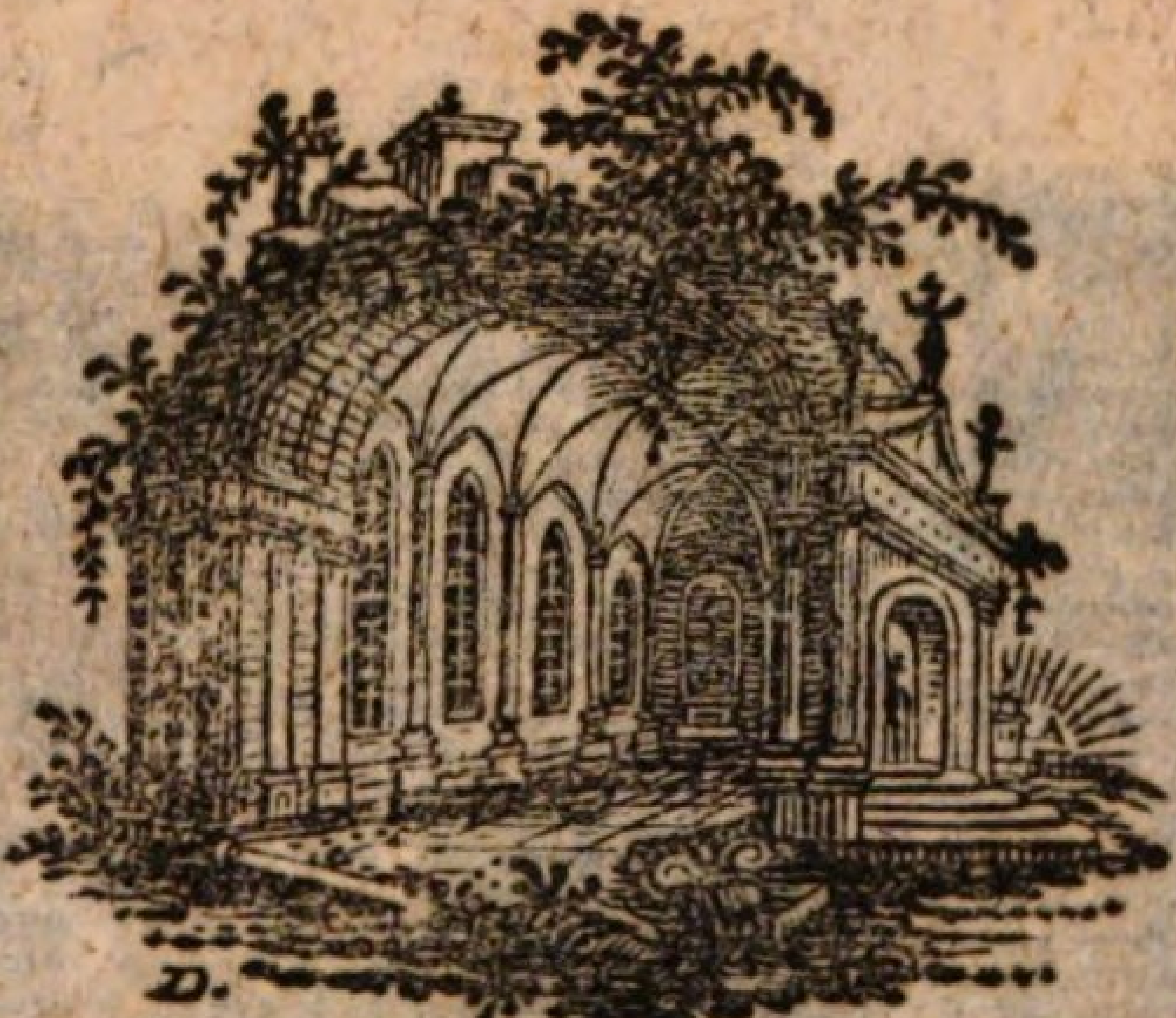
<36611687640013

<36611687640013

Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung
der
merkwürdigsten
altdeutschen Geschichten.

Eilfter Band.



Enthält

Konradin von Schwaben, erster Theil.

Frankfurt und Leipzig

1791.

Konradin von Schwaben.

Oder

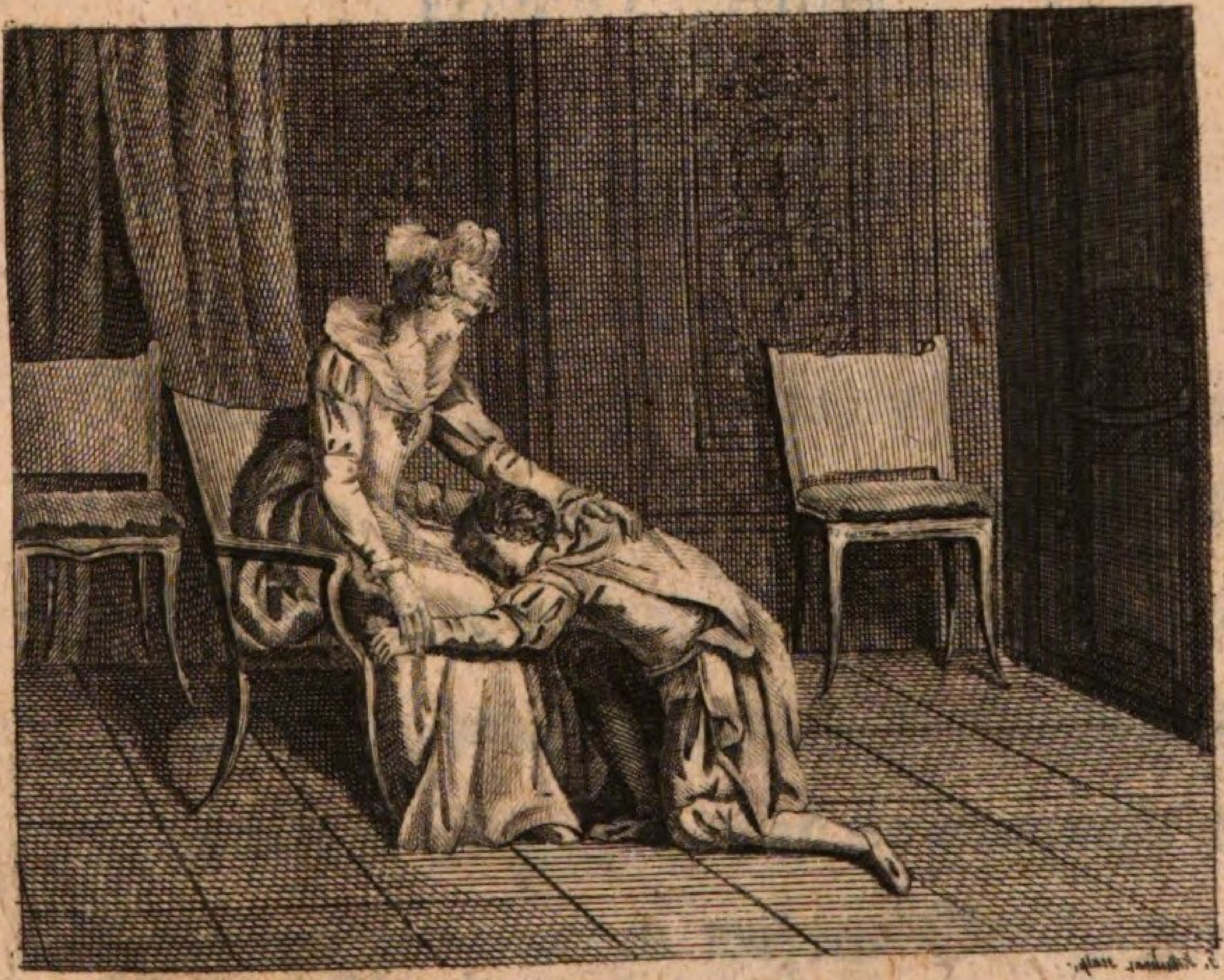
Geschichte

des unglüklichen Enkels

Kaiser Friedrichs des Zweiten.

[Von Benedikte Naubert]

Erster Theil.



Frankfurt und Leipzig

1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Giebt es wohl eine Geschichte der Vorzeit, die uns treu und rein, ohne alle Zusäze überliefert ward? Und wird wohl das Leben des größten Mannes unter unsern Zeitverwandten der Nachwelt so heilig seyn, daß sie auch nicht den kleinsten Theil von den wahren Begebenheiten desselben hinweg zu nehmen, keinen Schatten von Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit hinzuzusezen wagen sollte?

Wenn der, welcher ein halbes Sekulum hindurch, den Namen des Helden und des Weisen behauptete und verdiente, befürchten muß, daß die Enkel seine Begebenheiten nach Gefallen erzehlen und ausschmüken, was hat denn ein Jüngling zu erwarten, wie derjenige, dessen Geschichte ich der Welt vorlege? ein Konradin, der im ersten Lenz des Lebens sich schon wieder in den Staub hinlegte, ohne Ansehn genug erworben zu haben, um den Muthmassungen der Folgezeit über das, was er war, und was er werden konnte, Stillschweigen zu gebieten?

Die Welt nenne diese Blätter wie sie will, Roman oder wahre Geschichte; sie sind beides: Geschichte von der Phantasie ein wenig im Geschmak des dreyzehnten Jahrhunderts ausgeschmükt, und Roman auf Wahrheit gegründet. So fand ich sie, und so liefere ich sie Dir, mein

Leser. Schäme dich nicht, dem königlichen Jünglinge, den du hier auftretten siehest, eine Thräne zu weihen; der, welchen du beweinst, ist kein Hirngespinst, kein Geschöpf des Dichters, es ist eben derjenige, der vor einem halben Jahrtausend der Herrschsucht zum Opfer geschlachtet wurde.

Findet sich in einem Umstande ein merklicher Unterschied zwischen dem, was Konradin in der Geschichte, und dem, was er in diesen Blättern ist, so trift er nicht seinen Charater, nicht die Hauptbegebenheiten seines Lebens, sondern nur sein Alter. Sein Biograph macht aus dem sechszehnjährigen Prinzen, der kaum dem Knabenalter entschlüpft war, einen neunzehnjährigen Jüngling, und bekleidet dadurch das, was er that, mit mehrerer Wahrscheinlichkeit. Diese Abweichung von der gewöhnlichen Meynung zu entschuldigen, bedient er sich der einige Jahre lang verhelten Geburt des

Helden, welche der Grund von verschiedenen Sagen in Ansehung seiner Jahre seyn konnte.

Die Begebenheiten, die ihn zu einem Helden bildeten, die Charaktere der Nebenpersonen, — Doch ich bin nicht der Beurtheiler dieses Buchs, nur

der Herausgeber.

Konradin.

TASSO.

Non cupidigia in lui d'oro o d'impero,
Ma d'onor brame imoderate ardenti;
— — — ed animo guerriero,
E ſpirti di ripoſo impazienti.

Erſter Abſchnitt.

Soll ich dem Buche, das du, lieber Leſer, vor dir haſt, die Vorrede geben, die ihm zukommt? Soll ich dich gleich in den erſten Zeilen mit dem Schikſal des Helden bekannt machen, den ich vor dir aufführe? und muß ich nicht fürchten, daß du dieſe Blätter zu frühzeitig hinweglegſt, wenn du muthmaßen kannſt, daß du hier keinen Stof zum Lachen, keine aufheiternde Zerſtreuung nach ernſten Geſchäften, keinen Blumenpfad finden wirſt, auf welchem du dich, wie Yorik ſagt, ausruhen kannſt, wenn dir dein eigener Lebensweg zu rauh und ſteinigt vorkommt?

Gehörſt du zu denen, welche in einem Buche, wie

dieses, dasjenige suchen, was man in der wirklichen Welt so selten findet, glänzende Belohnung, glänzende Verdienste, und lange Lebensdauer für den, welcher durch sein Leben Tausende beglüken konnte, wo soll ich dann Muth hernehmen, dir einen königlichen Jüngling vorzustellen, der mit Talenten ausgerüstet, welche verdient hätten, ein halbes Jahrhundert auf dem ersten Throne der Welt zu schimmern, schon im frühsten Lenz des Lebens, im Alter zwischen sechzehn und zwanzig, hingeschleudert wurde ins Land der Vergessenheit?

Dein Geschmak sei welcher er wolle, mich riß der meinige allemal mehr zu dem hin, was du auf diesen Blättern findest. Ich fühlte nie so viel bei dem Hinwelken der Rose, welche lang genug die Gegend umher mit Wohlgeruch erfüllte, als bei dem frühen Tod der noch unentfalteten Knospe, die vom Sturme zerknikt ward; ich verweilte lieber beym Grabe der sechzehnjährigen Johanne, als der auf dem Throne grau-gewordenen Elisabeth, und meine Neigung treibt mich mehr der Geschichtschreiber des unglüklichen Konradin, als irgend eines seiner Vorfahren oder Nachfolger zu werden, welche, satt an Glük und Jahren, den Purpur mit der Todenhülle verwechselten.

Kurz war Konradins Leben, und die allgemeine Geschichte sagte für meinen Wunsch immer viel zu

wenig von ihm. Den ersten Quellen seines Schiksals nachzuspüren, jeden Zug seines Charakters zu enthüllen, welcher, gleichsam durch eine Art von Einverständniß mit seinen Feinden, ihn ihrer Wuth entgegen führte, jeden seiner Zeitverwandten, welcher mit in sein Schiksal verflochten war, von Grund aus zu kennen, keinen aus dem Gesicht zu verlieren, welcher Antheil an seinen Begebenheiten hatte, dieses war seit langer Zeit mein emsiges Bestreben, und es ist mir gelungen. Ohne in den Trümmern eines alten Hohenstaufischen Schlosses, von keinem Menschen außer mir gesehene Urkunden gefunden zu haben, ohne daß mir Konradins Geist im Traume oder wachend erschienen sei, und mich durch Mittheilung geheimer Nachrichten zu seinem Geschichtschreiber bestimmt hätte, befinde ich mich jezt im Stande, dir, lieber Leser, etwas mehreres von diesem lezten Sprößling eines alten kaiserlichen Hauses zu sagen, als seine Feinde, welche gern auch seinen Namen von der Erde vertilgt hätten, dir von ihm zu wissen gönnten.

Auf welche Art ich fähig gemacht wurde, deine Neugierde zu befriedigen, würde eher in einen Vorbericht, als in die Geschichte selbst gehören. Zufall brachte mich in den Besiz umständlicher Nachrichten.

Man sollte glauben, ein besonderer Schuzengel wache über das Gedächtniß dererjenigen, welche die

Bosheit zu unterdrüken suchte; ihr eignes Zeitalter mag sich noch so sehr bemühen, ihre Geschichte in den Schleyer des Geheimnisses zu hüllen, und diejenigen Umstände, welche zu offen am Tage lagen, um ganz verhehlt zu werden, noch so schön mit gleissenden Farben vermalen, früh oder spät tritt doch die Wahrheit mit den verborgensten Umständen aus der Nacht hervor, und die Folgezeit sieht ganz was sie waren, was sie seyn wollten, und auf welchem Wege sie dasjenige wurden, wozu Schiksal und menschliche Bosheit sie bestimmten.

Doch es ist Zeit, dir, mein Leser, den Schauplaz zu eröffnen, und dich auf die ersten Scenen vorzubereiten, in welchen du meinen Liebling auftreten sehen wirst.

Zweiter Abschnitt.

Keine umständliche Beschreibung von Konradins Eltern; — sein Vater, der Held Konrad, Kaiser Friedrichs Sohn, ist zu bekannt in der Geschichte, um deren zu bedürfen, und seine Mutter, die holde Elisabeth von Bayern, kannte zwar die Sitte der Frauen ihrer Zeit zu gut, um der Welt viel Stof zu geben,

von ihr zu sprechen, aber dem ohngeachtet ist uns mancher Zug ihrer stillen Tugend aufbehalten worden, und ihr edler Sohn war der redendste Beweis, was seine Mutter, seine Erzieherin gewesen seyn mußte.

Kaiser Friederich der andre, dieser unglükliche Fürst, das Ziel des päbstlichen Bannstrahls, dieser Held, dessen ganze Lebenszeit unter dem mühseligen Bestreben verstrichen war, sich auf den Thronen fest zu erhalten, von welchen man ihn verdrängen wollte, legte endlich in dem Waldschlosse zu Fiorentino, das er immer seinen Lieblingsaufenthalt zu nennen pflegte, sein müdes Haupt hin, zu sterben. Er starb, umringt von seinen treuen und untreuen Dienern, vielleicht an den Folgen seiner ausgestanden Beschwerlichkeiten, vielleicht an einem Gifttrunke, den ihm derjenige einflößte, welcher unter allen Gegenwärtigen, seinem Herzen der nächste und liebste war.

Konrad war nicht bei seines Vaters Sterbebette; wie hätten die Eifersüchtigen, argwöhnischen Sizilianer einen Deutschen daselbst dulden können! überdieß hatte er zu viel zu thun, sich bei der Würde eines römischen Königs zu erhalten, welche ihm der Pabst und seine Kreaturen zu entreißen strebten, um einen Augenblik Deutschland verlassen zu können.

Die Nachricht von dem Tode seines großen Vaters war das Signal zu seinem völligen Untergang. Das

deutsche Reich war in den Händen Wilhelms von Holland, und Konrad war zu schwach, seine Rechte zu behaupten; sein altes Stammherzogthum Schwaben trieb ihn von sich, und der Pabst sprach seinen Segen über dieses Verfahren gegen einen so bösen Fürsten, der des gehaßten Friedrichs Sohn war, und selbst unter dem päbstlichen Bann lag; und Sizilien war zwar sein, doch nur dann, wenn er tapfer genug war, seine Rechte darauf zu behaupten.

Die Schwaben wußten eigentlich keine Ursache, warum sie ihren guten Herzog verwarfen, als Neuerungssucht und Ehrfurcht für die Aussprüche des heiligen Vaters. Aber waren das nicht in den damaligen Zeiten Gründe genug, zum Untergang eines Fürsten? Konrad fand Zuflucht in Bayern, eine Zuflucht, deren Unsicherheit er nicht kannte, da er in dem, welcher sie ihm gewährte, Elisabeths Bruder dem Herzog Ludwig, lange den Mann nicht sahe, der dieser wirklich war.

Er glaubte seine theure Gemahlin in den Landen ihres Bruders wohl aufgehoben. Er sahe, daß in Deutschland alles verlohren war, und rüstete sich nach Italien zu ziehen, wo er seine Rechte auf die Krone von Neapolis und Sizilien mit besserm Glük zu behaupten dachte; ein Entschluß, den Elisabeth nur darum begünstigte, wei sie im Stillen fest entschlossen war, ihren Gemahl zu begleiten.

Ein Brief aus Italien beschleunigte Konrads Abzug; ich will denselben meinen Lesern vorlegen, so wie ihn Konrad seiner Gemahlin in einer Abendstunde vorlas.

Elisabeth lebte mit ihrem königlichen Gatten völlig auf die freundschaftliche zwanglose Art, wie Leute von gemeinem Stande, denen der Himmel erlaubt, die stillen Freuden des häußlichen Lebens rein und unvermischt zu geniessen. Kein Schwarm von Höflingen begleitete sie in ihre Einsamkeit, und sie waren oft allein. Kein Ceremoniel erschwerte ihnen den zeugenfreien Umgang, welcher Konrads einiger Trost bei seinen mannigfachen Verdrüßlichkeiten war. Im Innersten ihres Kabinets waren sie nicht König und Königin, nur Konrad und Elisabeth.

Meine Traute, sagte Konrad zu seiner Gemahlin, ich habe Briefe von unserm Bruder Manfred aus Sizilien; höre was er schreibt, ich wünsche deine Gedanken darüber eher zu vernehmen, als ich mit meinen Räthen davon spreche; man weis ja heut zu Tage fast nicht mehr, wem man trauen kann.

Doch mir! sagte Elisabeth, und rükte näher zu Konraden, an den sie sich vertraulich lehnte und ihm über die Schulter in den Brief sah. Konrad las:
„Mein König, dann euch Bruder zu nennen, erlaubt
„mir die Ehrfurcht nicht, so sehr mich auch eure
„Gnade und mein Herz zu dieser Benennung hin-

„reißt.“ Wird er denn nie diesen Hofton ablegen und mit Friedrichs Sohn sprechen wie es Kindern Eines Vaters zukommt? fragte Elisabeth und rükte unwillig von ihrem Gemahl hinweg.

Er ist ein Sizilianer, sprach Konrad, der seine schöne Gattin wieder zu sich zog, und du bist ein deutsches Weib. Manfred fährt fort.

„Durch Gottes und meines großen Vaters Kai„ser Friedrichs Gnade,“ — merke wohl, Elisabeth, unterbrach sich der Lesende, seines — nicht unsers Vaters — „bin ich Fürst von Tarent, und wie ihr wisset, „Statthalter eures Reichs in Sizilien, bis es euch „etwa belieben möchte, mich dieser beschwerlichen Last „durch eure Ankunft zu entledigen, auf welche ich „doch so sehr nicht dringen will, da hier alles ruhig „ist, und eure Gegenwart, wie ich höre, in Deutsch„land nicht wohl gemißt werden kann. Das beste „Mittel, Euch hier in Italien fest zu sezen, wird „seyn, wenn Ihr Glük in Deutschland habt. Der „römische König und der Herzog von Schwaben muß „den Thron des Königs von Sizilien bevestigen, und „es würde mir Leid thun, wenn ich die Bestättigung „des Gerüchts hörte, daß Wilhelm endlich die Ober„hand über Euch behalten habe, und Eure Schwa„ben Euch abtrünnig geworden wären; denn dieses „würde meine Lage in Italien sehr gefährlich machen,

„und

„und ich würde mich dann glüklich preisen müssen, „daß ich, nnd nicht Eure geheiligte Person an einem „Orte gegenwärtig wäre, wo die Treue der Unter„thanen so sehr von dem Glük abhängt, das ihr Fürst „an andern Orten hat. — Die Wahrheit des bösen „Gerüchts zu ergründen, das hier bei uns von Euren „deutschen Angelegenheiten geht, ist eine Hauptab„sicht dieses Schreibens. Die Gerüchte sind man„cherlei, und ihnen ist nicht allemal zu trauen; so „höre ich zum Beispiel, daß man habe in Deutsch„land aussprengen wollen, als sey Neapel abtrünnig „worden, und als haben die Rebellen Molise und Ce„lano neue Versuche gewagt, Euch unsern heiligsten „Vater ungeneigt zu machen, welches ich hiermit wi„derspreche, und Euch, mein König, ermahne, sol„cher Sagen halber, Eure Reise in Eure Reiche um „keine Stunde zu beschleunigen.“

Manfred
Fürst zu Tarent ꝛc.

Und kein Wort von meinem Konradin? schrie Elisabeth. Konradin, erwiederte der König, muß dich nicht mehr bekümmern, was du dir für Gedanken machst, ihn wieder zu finden, das sind Chimären; bedenke, daß du Hoffnung hast, mir den Verlust dieses lieben Kindes bald durch einen zweyten Konra-

din zu ersezen, und laß uns lieber über den Inhalt dieses seltsamen Briefs zu Rathe gehen.

Gott! kein Wort von Konradin! schrie Elisabeth, und hub ihre gefalteten Hände gen Himmel, keine Zeile von unserm Bruder Henrich, dem ich meinen Sohn so nachdrüklich empfahl, und der doch auch etwas von seinem Verlust schreiben würde, wenn er gegründet wäre.

Henrich? wiederholte Konrad, du kennst deine Freunde und deine Feinde noch nicht. Jezt hast du diesen verfluchten zweizüngigen Brief gehört, der nach Manfreds Gedanken so schlau eingerichtet ist, mich wegen Siziliens sicher zu machen, und hier in Dentschland zurük zu halten; nun höre auch was mir meines Vaters alter Freund Ezzelin schreibt. — Konrad las:

„Sohn des grossen Friedrichs. Eilet in eure Erb-„lande. Lasset die untreuen Deutschen dem den sie sich „wählen, und erhaltet euch Sizilien. — Neapolis ist „abtrünnig. Molise und Celano erheben ihre Häup-„ter von neuen; Manfred meynt es nicht redlich, und „wenn ihr euren Zug nach Sizilien nicht beschleunigt, „so wird euer Bruder Henrich die Krone tragen, „eher ich oder einer eurer treuen Diener es hindern „kann.“

Ezzelino de Romano.

Und diese erschreklichen Nachrichten, fragte Elisabeth, konntest du unter dieser kalten unbesorgten

Miene verbergen? Sizilien verlohren? Manfreds Bosheit erwiesen? Unser Bruder Henrich, dem wir alles, auch unsern Konradin anvertrauten, treulos? und du so gleichgültig?

Solte ich den Sturm, der sich jezt in deiner Seele erhebt, zu zeitig erregen und dich dadurch unfähig machen, mir mit deinem Rathe beizustehen? fragte der König. Fasse dich, Elisabeth, die Sache ist nicht so schlimm als du glaubst, und ich denke, wir beide wollen einen Schluß fassen, der alles in Ordnung bringen soll, ohne daß ich diese beiden Briefe jemanden ausser dir zu zeigen nöthig habe. Du kannst die Ursachen errathen, die mich zu dieser Geheimhaltung bewegen. Ich weis nicht, auf wen ich mich unter meinen Leuten verlassen soll. Theobaldo Uberti, der mir Ezzelins geheimen Brief brachte, warnt mich in seines Vaters Namen vor Manfreds Freunden, die er selbst unter denenjenigen haben soll, die ich für meine Vertrautesten halte. Auch Ezzelin soll ich nicht zu viel trauen, läßt mir Marco Uberti sagen.

Auch Ezzelin nicht? schrie Elisabeth und rang die Hände; und, o Gott, wem denn? — Dir, dir! meine Theure, sprach Konrad, und zog seine Gemahlin, welche in der heftigsten Bewegung anfgesprungen war, wieder an seine Seite. Du, du allein solst meine Rathgeberin seyn, aber du mußt deine Thrä-

nen troknen; ein weinendes Weib ist nicht geschikt, über die Handlungen eines Königs zu entscheiden.

Elisabeth sahe den Ernst in Konrads bliken, und gehorchte. Sie sezte sich an seine Seite und eine Berathschlagung begann, bei welcher sie noch von dem Morgenstern belauscht wurden, und deren Folgen du, mein Leser, im nächsten Kapitel finden sollst.

Dritter Abschnitt.

Manfreds Boten wurden des andern Tages ins Geheim mit einer gleichgültigen Antwort entlassen. Theobaldo Uberti bekam eine noch geheimere Abfertigung. Die Anstalten zur italiänischen Reise dauerten fort, und so bald als alles berichtigt war, was berichtigt werden mußte, machte der König den Tag bekannt, da man aufbrechen wollte.

Die Königin, welche fest entschlossen war, ihren Gemahl nicht allein reisen zu lassen, und die doch Ursach hatte, zu glauben, daß man Bedenken tragen würde, ihr das, was sie wünschte, zu gestatten, wenn sie darum bät, brauchte einen kleinen weiblichen Kunstgrif ihre Absicht zu erreichen. Sie nahm es für ausgemacht an, daß sie bleiben müsse, wo ihr Gemahl wäre; sie ließ alle Anstalten zu ihrer Mitreise

machen, schränkte ihr Gefolge auf wenig unumgänglich nöthige Personen ein, und meldete ihrem Gemahl wenig Tage vor dem Aufbruch mit gleichgültiger Miene, daß auch sie reisefertig sei, und ihm alle Stunden folgen könne.

Sie hatte gehoft, die Miene, die sie sich gab, als ob es sich von selbst verstând, daß sie nicht zurükbleiben könne, würde siegen; aber diesesmal mißlang ihre unschuldige List. Weder Bitten noch Vorstellungen konnten Konraden bewegen, seine Gemahlin der Gefahr einer zweifelhaften Reise auszusezen; er beantwortete ihre Gründe mit weit stärkeren Gegengründen, er erinnerte sie an ihre Niederkunft, welcher sie in wenig Monaten entgegen sah, und fragte, wo sie gedächte, ihr Wochenbette aufzuschlagen, da sie doch nicht wüßte, ob eine Stadt sich für ihren rechtmässigen Herrn erklären würde.

O ohne Zweifel in Neapel, antwortete die muthige Elisabeth, mein Konrad liebt seine Königin viel zu sehr, als daß er nicht dafür sorgen würde, daß diese Stadt um diese Zeit, zu ihrer Ruhe in seinen Händen wär.

O, Elisabeth, schrie Konrad, und schloß seine Gemahlin feurig in seine Arme, was wollte ich nicht für dich thun! Neapel sollte dein Wochenbette, Rom die Wiege deines Kindes seyn, alle Völker der Erde sollten dich Königin nennen, wenn Glük und Macht meinem Willen gleich wäre, aber —

Nein aber, mein Gemahl, sprach Elisabeth, ich fodere Beweis dessen was ihr mir sagt, und dieser Beweis ist die Erlaubniß euch zu begleiten.

Elisabeth hatte gesiegt, gesiegt durch einen einigen lebhaften Einfall; aber eine Unpäßlichkeit, die sie diesen Abend überfiel, und die warnende Stimme der Aerzte, vernichtete ihre Hoffnung. Sie sahe selbst ein, wie oft sie durch ähnliche Zufälle die Reise Konrads aufhalten, wie oft das Herz dieses Helden durch unnöthige Furcht von seinen Hauptgedanken abziehen würde. Der König nahm Elisabeths Beichtvater zu Hülfe, und die fromme Königin willigte endlich in alles was man verlangte.

Es war Konraden unmöglich, seine kranke Gemahlin zu verlassen. Der Tag der Abreise wurde verschoben, bis zu Elisabeths Wiederherstellung, und die erste Stunde, da man es wagen konnte, mit ihr von unangenehmen Dingen zu sprechen, ward genuzt, Abrede mit ihr zu nehmen, welches während der Abwesenheit ihres Gemahls, der Ort ihres Aufenthalts seyn solle. Immer hatte sie, so lange ihr noch einige Hofnung übrig war, den König begleiten zu dürfen, Gesprächen von dieser Art auszuweichen gesucht, und auch jezt, da mit ihrer erneuerten Gesundheit, ihre alten Wünsche wiederkehrten, hätte sie vielleicht ein Mittel gefunden sich los zu machen, wenn sie nicht durch Konrads ernsten Ton festgehalten worden wär.

So ists denn ausgemacht, rief sie, als der König stärker in sie drang, sich über den Plan zu erklären, nach welchen sie ihr einsames Leben einrichten wolte, so ists denn ausgemacht, daß ich euch verlassen soll? Und ach mein Herz sagt mir, daß ich euch, wenn ihr mich zurüklasset, nie, nie wiedersehen werde. Ach eure Sizilianer! ich traue ihnen nicht; ihr habt die treue Sorgfalt euer Gattin nöthig, um ihren Verfolgungen zu entgehen. Ich werde nicht von eurer Seite weichen, die Gegenwart eines Weibes ist den wildesten Männern heilig; sie werden euch nichts anhaben können, wenn sie euch nie allein finden. Ich werde euch alle eure Speisen selbst bereiten, und kein Getränk soll eher eure Lippen berühren, bis es die meinigen gekostet haben. Kein Gift wird euch tödten können, es tödte denn auch mich, daß eure treue Gefährtin im Leben euch auch im Tode nicht verlassen dürfe.

Konrad sezte seiner Gemahlin alles entgegen, was ihm Liebe und reifere Ueberlegung eingab, und Elisabeth ward überwunden oder vielmehr übertäubt; denn ungeachtet aller ihrer guten und großen Eigenschaften, besaß sie doch den ihrem Geschlecht so eigenen Fehler, bei einer Sache, die sie mit heißen innigem Verlangen wünschte, nur den Schall der Gegengründe, nicht ihre Kraft zu fühlen.

Wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, sagte der

König, als er sie völlig besiegt hatte, so werdet ihr euren Hof zu Regenspurg halten; nehmt eure verabschiedeten Leute wieder an, laßt es euch an keinen Zeitkürzungen fehlen, und bedenkt, daß ihr keine vertriebene Herzogin von Schwaben, sondern eine Königin von Sizilien, vielleicht bald deutsche Kaiserin und Siegerin aller unserer Feinde vorstellt.

Eine Kaiserin? rief Elisabeth, nein, eine Wittwe bin ich, und werde es seyn so lange bis ich euch wiedersehe. Jede Ehrenbenennung ist in Eurer Abwesenheit für mich zu hoch; ich bin ohne euch nichts, als die verlassene Elisabeth von Bayern. Und wenn ich denn ja zurükbleiben soll, so bitte ich euch wenigstens, mein Herr, saget mir nichts von Regenspurg oder von einem glänzenden Gefolge; führet mich in irgend ein einsames Kloster, das mir zum Grabe dienen kann, wenn ich euch nicht wiedersehe.

Konrad fühlte den Beweis von Elisabeths treuen Liebe, in jedem ihrer Worte. Er wußte, daß es für sie kein Opfer seyn würde, sich in seiner Abwesenheit in den öden Mauern eines Klosters zu begraben; aber er hatte seine Ursachen, nicht in ihren Wunsch zu willigen. Der Pabst hatte ihn seit Friedrichs Tode von neuem exkommunizirt, die Geistlichkeit war ihm feind, wo hätte er Muth hernehmen sollen, seinen liebsten Schaz in die Hände seiner Feinde zu geben? Man hatte ein ganz neues Exempel an einer gewissen

Gräfin von Hohenlohe, welche ihr Gemahl auf einem Zuge nach dem heiligen Lande in einem Kloster zu Mergentheim zurüklies. Das Gerücht von ihrem Tode, das ihre feindseligen Bewahrer ausstreuten, bewegte ihn, sich in den deutschen Orden zu begeben, und er hatte erst in dem lezten Jahre seines Lebens das Glük, seine Gemahlin lebendig wieder zu finden. Der Gram, durch ein unauflösliches Gelübde getrennt zu seyn, tödtete ihn und sie, und der einige Vortheil, den sie von dem traurigen Wiedersehen am Rande des Lebens hatten, war ein gemeinschaftliches Grab.

Konrad stellte seiner Gemahlin dieses traurige Beispiel vor; sie gab nach, und man ward endlich einig, daß Elisabeth ihren Siz auf dem Schlosse Hohenstein am Fichtelberge aufschlagen sollte.

Vierter Abschnitt.

Außer der Einsamkeit in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, die Konrads Gemahlin so mächtig nach Hohenstein zog, waren noch zwei Dinge, die ihr diesen Ort vor andern angenehm vorstellten; der geistliche Zuspruch Ottos des Bischofs von Bamberg, welcher in der Nachbarschaft ihres erwählten Schlosses residirte, und die Gesellschaft ihrer Jugendfreun-

din der böhmischen Prinzeßin Gertraud, welche, nachdem sie ihren Gemahl den Prinzen Wladislaw verlohren, das Kloster Neuburg am Walde zu ihren Aufenthalt gewählt hatte. Neuburg war von Hohenstein nicht so entfernt, daß die beiden Damen sich nicht oft hätten sprechen können, vornehmlich, wenn sie einander auf halben Wege entgegen kamen, und das Schloß Auerbach oder das Städgen Weiden, zum Orte ihrer Zusammenkunft wählten.

Der König kannnte Gertrauds frommen unschädlichen Charakter, und wußte, daß ihre Gesellschaft für seine Gemahlin von keinen schlimmen Folgen seyn könnte; Mit der Nachbarschaft des Bischofs von Bamberg, war er nicht ganz so wohl zufrieden; er fühlte in seiner Gegenwart allemal etwas, das ihn zurükstieß, ihm einen Widerwillen gegen diesen süßlächelnden schmeichelhaften Mann einflößte; indessen hatte Otto ihn nie wirklich beleidigt, er war hingegen immer mehr als irgend einer seines Standes, auf seiner Seite gewesen, und Konrad, der sich dieses alles vorstellte, nannte seine Abneigung gegen ihn unbillig, und schrieb sie nur dem unangenehmen Eindruk zu, den ein geistliches Ordenskleid allemal auf ihn zu machen pflegte. Friedrichs Sohn hatte ja wohl Ursach genug, alle die ein Kreuz und eine Platte trugen zu hassen.

Um sich völlig über das künftige Schiksal seiner

Gemahlin zu beruhigen, hielt der König für gut, sie in Person nach Hohenstein zu bringen. Er überwand seinen Widerwillen gegen den Bischof von Bamberg, und empfahl ihm den Schuz und die Beruhigung Elisabeths bei allem was ihr begegnen könnte, indem er sie zugleich heimlich warnte, diesem listigen Alten nicht zu viel zu trauen. Er bat die Prinzeßin Gertraud, welche auf das Gerücht von der Ankunft ihrer Freundin sogleich nach Hohenstein eilte, seiner Gemahlin sich vornehmlich in den einsamen freudenlosen Tagen ihres Wochenbetts schwesterlich anzunehmen. Er sann darauf, was er noch für seine Elisabeth thun könnte, und man sagt, daß es damals gewesen sei, als er ihr, oder vielmehr dem Kinde das sie zur Welt bringen würde, Hohenstein, Amberg, Weiden, Adelnberg und noch einige andere Schlösser und kleine Städte, welche Erbgüter des Hohenstaufischen Hauses waren, als unumstößliches Eigenthum versicherte. Der unglükliche Fürst! es war das einige, was er noch in Deutschland zu vergeben hatte, und sein Herz sagte ihm vielleicht, daß auch dieses wenige einer besondern Versicherung bedürfte, wenn es den Geliebten seines Herzens nicht entrissen werden solte.

Um nicht die vergebliche Mühe zu übernehmen, einen Abschied zu schildern, wie Konrads und Elisabeths Abschied war, um dir, mein Leser, nicht die Klagen zu wiederholen, die die Königin über den Gemahl

ausſtieß, den ſie nie wiederzuſehen dachte, und über den Sohn, deſſen Verluſt wir ſie ſchon im Vorhergehenden haben betrauern ſehen, will ich dich einige Monate weiter hin verſezen, da der Schmerz der Trennung ſeine erſte Schärfe verlohren hatte, und Eliſabeth in trauriger Ruhe, ihrer Niederkunft entgegen ſahe.

Die Prinzeſſin Gertraud und der Biſchof von Bamberg verlieſſen Konrads Gemahlin faſt nie; der lezte hatte, um ſeiner ſchönen Mündel, wie er die Königin nannte, deſto näher zu ſeyn, ſeine Reſidenz verlaſſen und eine Burg bezogen, welche von Hohenſtein kaum eine halbe Meile entlegen war; eine Nachbarſchaft, die Konrads Gemahlin die Gegenwart des geiſtlichen Herrn weit öfter brachte, als ſie wünſchte.

Eliſabeths Meynung von dem Biſchoffe war, ſeit ſie ſeine genauere Kenntnis hatte, bei weiten nicht mehr dieſelbige wie vor dem; ſie war gut und fromm ohne Heuchelei, der Geruch der Heiligkeit, in welcher Biſchof Otto lebte, hatte ſie für ihn eingenommen, ſie hatte an hohen Feſttagen einigemal bei ihm gebeichtet, und war ſehr von ihm erbauet worden, ſie hatte ſich in ſeinem Umgang, Nahrung für ihren Hang zu hohen himmliſchen Dingen verſprochen, und ſie erſtaunte ſehr, ſeine Geſpräche zuweilen ſo weltlich zu finden.

Eine große Menge frommer Zweifel, zu denen ein

denkender Geist in jenen finstern Zeiten, hinlängliche Veranlassung fand; waren ihm zur Auflösung aufbehalten worden; aber Bischof Otto war entweder nicht erfahren genug, die kluge Elisabeth zu befriedigen, oder er war der Behandlung so hoher Dinge so überdrüßig, daß er in dem Umgange der jungen Königin weit weniger an ihre Belehrung als an Zerstreuung ihrer finstern Gedanken dachte, die er auf tausenderlei Art zu bewirken suchte.

Zu geistlichen Dingen fehlte ihm gar bald der Athem, und er machte geschwind eine kleine Ausschweifung, die entweder eine süße Schmeichelei für seine schöne Zuhörerin, oder ein mit einigen hämischen Seitenblicken verbundnes Lob ihres Gemahls zum Grunde hatte. Fand sich dann Elisabeth beleidigt, so ward alles durch eine Aussicht auf ihre künftige Größe, oder durch eine beißende Anekdote, von Konrads Feinde, König Wilhelm vergütet. Die Königin war zu edel sich auf diese Art bestechen, zu klug ihre sinkende Meynung von ihrem Gesellschafter durch solche kleine Künste verbessern zu lassen. Sie bedurfte nur noch einiger Beispiele von dem erbaulichen Lebenswandel des heiligen Mannes im Innersten seiner Wohnung, um ihm völlig den Zutritt bei sich zu versagen, aber daß diese nie vor ihre Ohren kommen konnten, dafür war schon gesorgt.

Zwar wußte die ganze Gegend, wie ungeistlich es bei den Gelagen des heiligen Mannes und der Dom-

herren der benachbarten Klöster hergin, zwar seufzte das ganze Land unter seinen Bedrükungen, und der Aufwand bei einer einigen seiner Jagdpartien betrug oft mehr als seine Almosen durch das ganze Jahr, aber wer hätte es wagen sollen, der Königin hiervon etwas zu sagen, an deren Achtung, wie Jedermann wußte, dem Bischof so viel gelegen war.

Otto war klug genug, einzusehen, das Elisabeth etwas an ihm fand, das ihr misfiel. Er besaß den Kunstgrif mancher Geistlichen in den damaligen Zeiten, die Bedienten auf seine Seite zu ziehen, um der Gunst der Gebieter desto gewisser zu seyn. Er hatte seine Augen vornehmlich anf zweye von Elisabeths vornehmsten Bedienten, auf den alten Marquard Schott den Kastellan zu Aurbach, und Frau Jutten die erste Kammerfrau der Königin geworfen. So unglüklich er in seinen Versuchen bei dem ersten war, so wohl glükte es ihm bei der andern. Durch sie erfnhr er bald, was Konrads Gemahlin an ihm mißfiel, und er fieng an, so sorgfältig über seine Zunge zu wachen, daß seine Gespräche von neuen Elisabeths Beifall erhielten, und ihr seine Besuche um so erwünschter wurden, da sie seltener kamen. Otto war genöthigt, sich hierinn einzuschränken, denn die Unterhaltung, die Elisabeth liebte, war zu wenig seine Sache, als daß er sie sich oft hätte wünschen sollen.

Otto hatte, ohne es zu wissen, außer Frau Jutten,

noch eine Freundin bei der Königin, die ihm nicht so wie die erste aus Eigennuz, sondern aus wahrer heiliger Einfalt diente.

Die Prinzeßin Getraud war in einem Kloster erzogen worden, sie hatte dasselbe verlassen müssen, um einem Gemahl die Hand zu geben, welcher ein eifriger Verehrer der Geistlichkeit war; als Wittwe lebte sie wiederum an einem Orte, wo man den geistlichen Stand, als ein Leben der Engel betrachtete, und es für Gotteslästerung hielt, unter einem Ordenskleide Betrug und Laster zu ahnden. Mit Vorurtheilen von dieser Art erfüllt, mit einem Herzen das fromm und verdachtlos, jedermann nach sich beurtheilte, und mit einem Verstande, der schwach genug war, diesem guten Herzen nie zu widersprechen, konnte Gertraud nicht anders als eine eifrige Verfechterin Ottos seyn. Otto war ja Bischof, was brauchte er mehr die gute Dame für sich einzunehmen.

Elisabeth liebte ihre Freundin mit schwärmerischer Zärtlichkeit; einige Jahre, welche Gertraud mehr hatte, als die neunzehnjährige Königin, gaben ihr eine Art von Ansehen über sie, und Elisabeth verstattete allem, was ihr die böhmische Prinzeßin vorsagte, willig den Eingang.

Die Niederkunft der Königin nahte heran, Nachrichten aus Sizilien kamen fleißig, aber sie waren nicht allemal so beschaffen, daß sie Konrads Gemahlin

angenehme Aussichten in die Zukunft öffnen konnten. Zwar war Konrad in Sizilien glüklich. Auf seine Ankunft hatten sich ihm fast alle abtrünnige Städte unterworfen, und der größte Theil der Rebellen war vor seinem Schwerte gefallen. Aber Molise und Celano lebten noch. Der heilige Vater versagte Konraden die Belehnung von Sizilien, und lud ihn dagegen vor seinen Stuhl, Rechenschaft von seinem Glauben zu geben. Neapel, diese Stadt, die Elisabeth für so leicht zu erobern hielt, daß sie solche gegen ihren Gemahl zum Ort ihrer Niederkunft bestimmen konnte, weigerte sich hartnäkig, demjenigen die Thore zu öffnen, welchen bereits fast schon das ganze Land seinen Sieger nannte. Manfred war zwar, wie Konrad seiner Gemahlin allemal schrieb, völlig auf seiner Seite, aber Konrads Ausdrüke über diesen Punkt waren doch immer ein wenig unbestimmt. Von seinem Bruder Henrich, welchen Elisabeth vorzüglich schäzte, schrieb er gar nichts, und des verlohrnen Konradin ward mit keinem Worte gedacht.

Nachrichten, in welchen das Gute mit dem Bösen so sehr vermischt war, konnten der Königin wenig Beruhigung geben. Wenigstens war so viel gewiß, daß Konrads Abwesenheit noch lange dauern müsse, und daß sie bei ihren dadurch verlängerten einsamen Aufenthalt

enthalt in Deutschland nichts so sehr nöthig hatte, als Freunde und Beschüzer.

In einem langen Gespräch, das sie über diesen Punkt mit ihrer Freundin gehalten hatte, ward endlich der Schluß zwischen beiden Damen gefaßt, Elisabeths Niederkunft zu einer Gelegenheit zu machen, sich der Freundschaft einiger mächtiger Personen zu versichern, welche sie und das Kind, das sie zur Welt bringen würde, bei ihren Rechten schüzen könnten.

Es ist nöthig, sagte Gertraud, daß ihr einige Zeugen erbittet, bei der feierlichen Aufnahme eures Kindes in den Schoos der Kirche gegenwärtig zu seyn, und ich kann euch niemand vorschlagen, der zu Erreichung eurer Absichten geschikter wäre, als unsern heiligen Vater den Bischof von Bamberg und unsre alte Freundin die mächtige Herzogin von Brabant.

Elisabeth schüttelte den Kopf bei Ottos Namen ein wenig, ohne das Herz zu haben, ihre zweifelhaften Gedanken über ihn herauszusagen; auch die Erwehnnng der Herzogin von Brabant schien einige widrige Empfindungen bei ihr zu erregen, deren Grund ich meinen Lesern im künftigen Abschnitt erklären will.

Fünfter Abschnitt.

Sophie von Brabant war eine von den Jugendgespielinnen Gertrauds und Elisabeths gewesen. Ein Kloster war der Ort ihrer Erziehung; ihre Charaktere und ihre Aussichten waren sich anfangs gleich, ihre Freundschaft war aus diesem Grunde fest und zärtlich, bis nach und nach die Nonnen anfiengen, das Herz der jungen Sophie mit Schmeicheleien zu verderben. Sophie war die Tochter des heiligen Ludwigs, des berühmten Landgrafen von Hessen und Thüringen, ihre Mutter Elisabeth war zu dem Range einer Heiligen erhoben worden; dieses gab nach der Meynung der Klosterfrauen ihrem Geschlecht den höchsten Adel der sich denken läßt, und berechtigte sie zu den glänzendsten Aussichten, mit denen sich eine junge Prinzeßin von einiger Schönheit schmeicheln kann. Sophie fieng an ihre Gespielinnen gering zu achten, die stille nachgebende Elisabeth behandelte sie wie ein Kind, und Gertraud ward kaum eines Bliks gewürdigt, da ihr Vater nie ein regierender Fürst war, und sie sich also auf keine Weise mit der erhabenen Sophie messen konnte.

Die stolze Tochter Ludwigs, sah sich schon im Geist von den größten Prinzen der Welt angebetet, und sie

erstaunte sehr, daß Gertraud, die sich weder an Rang noch an Schönheit mit ihr vergleichen konnte, eher als sie das Kloster verlassen mußte, es verlassen mußte um einen königlichen Prinzen, dem jungen Wladislaw die Hand zu geben. Auch Elisabeth, sie die von Sophien noch für ein Kind gehalten wurde, und die es auch beinahe noch war, als sie in die Welt geführt ward, behielt vor ihr den Vorzug. Sie ward die Gemahlin Konrads, des Sohns des grossen Kaisers Friedrich, eines Prinzen, den Sophie nur einmal aber lang genug gesehen hatte, sich an seine Seite zu wünschen. Sophie ward endlich Herzogin von Brabant, und bemühte sich den Vorzug, den das Glük ihren Freundinnen gegeben zu haben schien, auf eine andere Art zu ersezen. Elisabeth und Gertraud waren im Grunde nur die Frauen derer Fürsten, mit denen sie vermählt waren, nicht die Theilnehmerinnen ihrer Macht und Größe. Gertraud war zu schwach, höhere Ansprüche zu machen, und Elisabeth liebte ihren Konrad viel zu sehr, als außer seiner Liebe einen Wunsch zu haben. Sophie hingegen war nicht die Gemahlin des Herzogs von Brabant, sie war seine Gebieterin, war Fürstin seiner Lande, war bereits die Mutter eines Sohns, den sie zur Stüze ihrer großen hochfliegenden Anschläge zu brauchen dachte, und hätte jezt gewiß nicht mit ihren Gespielinnen

getauscht, deren höheres Glück sie ehemals beneidete.

Die drei Damen hatten sich zuweilen gesehen, seit sie verheyrathet waren, und das Betragen Sophiens war nie so gewesen, daß Elisabeth eine Erneurung der alten Freundschaft hätte hoffen oder wünschen können, und dieses ward der Grund des Widerwillens, den die Nennung ihres Namens bei ihr erregte.

Gertraud hatte nicht Elisabeths glänzende Aussichten, auch hatte sie in Böhmen Geringschäzung vertragen gelernt, sie fühlte also gegen ihre ehemalige Verächterin bei weiten das nicht, wie die Gemahlin des großen Konrad; auch war ihr Rath vernünftig. Sich eine Dame wie Sophien zur Freundin zu machen, war ein so feiner meisterhafter Streich, daß wir kaum glauben können, daß er in Gertraudens Gehirn seinen ersten Ursprung gehabt habe. Elisabeth sahe dieses ein, bewilligte alles was ihr ihre Freundin vortrug, und säumte nicht, ihren Entschluß bekannt zu machen.

Ich will mich nicht aufhalten, dir, mein Leser, zu beschreiben, wie wohl das Zutrauen, das die Königin gegen den Bischof Otto und die Herzogin von Brabant bezeugte, von beiden aufgenommen wurde, sondern nur so viel sagen, daß der erste heimlich jauchzte, einen so redenden Beweis von Elisabeths guter Meynung zu erhalten, und daß die andere versprach,

sich zeitig genug einzustellen, um bei der Niederkunft der Königin gegenwärtig seyn zu können.

Elisabeth brachte die Zeit bis zu dem wichtigen Augenblike der ihr bevorstand, in ungewöhnlicher Traurigkeit zu. Kein Morgen vergieng, da sie nicht ihrer Freundin fürchterliche Träume zu erzählen hatte, und Gertraud, welche es für gut hielt, mit der Königin in einem Zimmer zu schlafen, hatte jeden Morgen eine Menge Fragen in Bereitschaft, die sich auf räthselhafte Worte bezogen, welche Elisabeth im Traume gesprochen hatte.

Es ist ausgemacht, sagte sie, ihr habt ein Geheimniß auf eurem Herzen, und ich bitte euch, wenn ihr auch unsere Freundschaft in keine Betrachtung ziehen wollet, erweget doch, daß ihr euch einem Zeitpunkt nahet, der für euch der Uebergang in eine andere Welt seyn kann, in welche man keine unaufgeklärten Geheimnisse, keine ungehobenen Zweifel mit hinüber nehmen darf. Ihr werdet dann vielleicht euer Herz vor euren Beichtvater ausschütten; und dieser wird euch von euren Sünden lossprechen; aber den Rath, den ihr von eurer Freundin erhalten könnt, wird er euch nicht geben, auch möchte das in jenen Augenbliken zu spät kommen, was euch vielleicht in dem gegenwärtigen helfen kann.

Elisabeth sahe bei Gertrauds Auffoderung zur Vertraulichkeit gedankenvoll zur Erde, und schien eine Weile unschlüssig was sie thun solte, bis die wieder-

holten Bitten ihrer Freundin endlich ihre wankende Verschwiegenheit besiegten.

Ja, rief sie mit strömenden Augen, ihr habt recht; mein Herz ist nicht Kummerfrei! Die zweifelhaften sizilianischen Nachrichten, die Ahndungen, daß ich meinen Gemahl nie wieder sehen werde, sind es nicht allein was mich beunruhigt. — Ach, ich war einst die Mutter eines Sohnes, bin es vielleicht noch! Ich lege mich vielleicht bald hin zu sterben, mein Konrad wird vielleicht ein Raub seiner Verfolger, Manfred und Henrich sind treulos, wer weiß außer diesen dreien etwas von meinem Konradin? und wer wird, ist er noch vorhanden, ihn bei seinen Rechten schüzen, ihm vielleicht nur seine Eltern nennen, wenn ich das Geheimniß seiner Geburt mit in die Gruft nehme? O Gertraud, einige Freundin die kenne, einige redliche Seele, anf die ich mich verlassen kann, nimm dich meines Sohns an, wenn ich nicht mehr bin, suche ihn auf, in allen Finsternissen wo ihn die Bosheit vielleicht verbirgt, sage ihm, wer seine Mutter war, und hilf ihm auf den Thron seines Vaters.

Thränen unterbrachen Elisabeths Worte, und Thränen verhinderten ihre Freundin, ihr die Einwendungen gegen ihre großen Foderungen zu machen, zu welchen die schwache machtlose Gertraud berechtigt gewesen wäre.

Die Königin fuhr fort: Ihr kennt die verwirten

Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses, in welches mich mein Glük geführt hat; ihr wisset, daß Staatsursachen meinen Gemahl seit mehreren Jahren von seinem Vater trennten. Konrad mußte in Deutschland streben dem Kaiser seine Würde zu erhalten, und und dieser hatte in Italien genug zu thun, die sizilianische Krone zu behaupten. Oft wär es nöthig gewesen, daß beyde persönlich über die bedenkliche Lage der Sachen zu Rath gegangen wären; aber eine Zusammenkunft ward durch verschiedene Umstände unmöglich gemacht. Der Kaiser ward durch seine Angelegenheiten in Italien, und Konrad durch die seinigen in Deutschland festgehalten, auch würden die hartnäkigen *) Lombarden Konraden den Durchzug zu seinen Vater nicht verstattet haben. Das einige Mittel, gewisse Dinge in Richtigkeit zu bringen, war die Unterhandlung eines treuen Abgesandten, und wo hätte Konrad einen treueren finden können als seine Elisabeth?

Es war nicht wahrscheinlich, daß man einer Dame den Durchzug durch die Länder versagen würde, von welchen man schon mehrmals Konraden und seine Abgeschikten zurükgewiesen hatte. Ich hatte nicht die Miene etwas wichtigers bei meiner Reise zu suchen, als den Vater meines Gemahls zn sehen, den ich noch

*) Die lombardischen Städte haßten Kaiser Fridrichen, weil er Absichten auf ihre Freiheit hatte.

nicht gesprochen hatte, und dem ich schuldig war, meinen Gehorsam zu bezeugen.

Ich langte ohne Hinderung in dem berühmten Lager Victoria an, wo sich der Kaiser damals aufhielt. Ob ich meine Aufträge glüklich ausrichtete, daß gehört nicht hieher; aber ich mochte sie noch so schleunig zur Richtigkeit gebracht haben, so war doch keine Möglichkeit, eine baldige Entlassung von dem Vater meines Gemahls zu erhalten. Meine Gesellschaft schien ihm unentbehrlich geworden zu seyn, und meine Abreise wurde von einer Woche zur andern verschoben; eine Zögerung, die mir um so viel peinlicher war, da ich vor Verlangen brannte wieder bei meinem Gemahl zu seyn, und mich über dieses meiner Niederkunft nahte, die ich ungern in Italien abwarten wollte.

Soll ich euch meine Schwachheit gestehen, Gertraud? Soll ich es bekennen, was mich so nach Deutschland zurükzog? Nicht blos die Liebe zu meinen Konrad war es; nein, abergläubische Anhänglichkeit an eine Prophezeihung, die mir ein Mönch bei meiner Abreise nach Italien gemacht hatte. Er warnte mich, das Land des Betrugs und der Arglist nicht zu betretten. Euer Gemahl, sagte er, wird in eurer Abwesenheit den Anfang seines Unglüks erfahren; solte ein Sohn von ihm in Italien das Licht der Welt erbliken, so wird er, ehe er das männliche Alter erreicht, seinen Untergang daselbst finden, wo

er gebohren ward, und ihr selbst werdet mit Mühe den Striken der Bosheit entfliehen.

Ein Theil dieser Weissagung war schon erfüllt. Die Schwaben hatten Konraden aus ihrem Lande getrieben, und er hatte seine Zuflucht in Baiern suchen müssen; war mir es also wohl zu verdenken, daß ich vor der Erfüllung des andern zitterte?

Vielleicht hatte ich mich eher in der Angst, welche mir diese Dinge einflößten, beruhigen können, wenn ich nicht unvermuthet in derselben bestärkt worden wär. Der Kaiser, welcher mich außerordentlich liebte, und mich oft die Hofnung seines Hauses zu nennen pflegte, scherzte einst mit mir, ob ich nicht bald diesen Namen ganz verdienen und ihn mit einem Enkel erfreuen wollte? Ich erröthete und schlug die Augen nieder; ich hatte meinen Zustand, ich weis nicht aus welcher Furcht bisher so sorgfältig als möglich zn verbergen gesucht, ich glaube, ich zitterte, daß das dem Glük meines Kindes so nachtheilige Italien, nur die entfernteste Muthmaßung von seiner Existenz haben solte, und ich besorgte jezt in ganzem Ernste, der Kaiser habe etwas von meinem Geheimnisse erfahren. — — — Er legte meine Verwirrung anders aus.

Nein, nein, sagte er, als er meine Verlegenheit sahe, ihr dürft nicht erröthen, es liegt in meinen Worten, kein Vorwurf; es wird mich freuen, wenn

ich einmal aus Deutschland Nachricht von einem Erben meiner Kronen erhalte, aber solte es in diesem oder dem nächstfolgenden Jahre geschehen, so würde eine seltsame Furcht vielleicht meine Freude vermindern.

Ihr müßt wissen, fuhr er fort, daß ich einen tiefern Blik in das Buch des Schiksals gethan habe, als die Weisesten unserer Zeit. *) Die Zukunft ist reich an Glük für mein Haus, wenn ich die Zeit erlebe, in welcher ihr auf einem einsamen Schlosse in Deutschland einem Sohne das Leben geben werdet, den ich dann in meinem Schooße erziehen und zum Erben aller meiner Reiche machen werde. Diese Zeit ist noch etliche Jahre von uns entfernt; soltet ihr vor derselben Mutter werden, solltet ihr es in Italien werden —

Er wollte weiter reden, aber mir vergiengen bei seinen Worten, die mit der Prophezeihung des Mönchs so fürchterlich übereinstimmten alle Sinnen. Es war als wär ich aus dem gegenwärtigen Augenbike hinweggerükt, als öfnete mir eine überirrdische Hand einen Blik in eine Zukunft voll der schreklichsten Scenen, ein Anblik, an den ich noch nicht ohne Grausen denken kann.

Ich ward ohnmächtig an Friedrichs Seite. — Er rufte nach Hülfe, die Gemahlin Manfreds, des Für-

*) Friedrich des Andern Anhänglichkeit an astrologische Träume ist eine bekannte Sache.

ſten von Tarent, war die einige Dame, die ſich in der Nähe befand; er überließ mich ihren Händen, und entfernte ſich.

Es war unmöglich, ihr in der Sinnloſigkeit, in der ich mich befand, meinen Zuſtand ſo gut zu verheh- len als ich wünſchte; das erſte, was ich von ihr hö- ren mußte, als ich zu mir ſelbſt kam, waren Vor- würfe, daß ich die Hofnung, Friedrichen einen Enkel zu geben, verſchwieg, und mich dadurch tau- ſend Unbequemlichkeiten ausſezte. Der Kaiſer war außer ſich über den Zufall der euch zuſtieß, fuhr ſie fort, und ihr müßt mir erlauben, ihn mit der Ent- dekung, die ich gemacht habe, zu tröſten.

Ihr könnt die Antwort errathen welche ich ihr gab. Mein Herz war voll von dem was mich in die Ohn- macht geſtürzt hatte, aus welcher ich eben erwachte, ich liebte Manfreds holde Gemahlin wie eine Schwe- ſter; und ſie erfuhr alles was ich auf dem Herzen hatte. Manfred überraſchte uns in dem tiefſinnigen Geſpräch, das dieſe Entdekung nach ſich zog. Auch ihn liebte ich; er war der Bruder meines Gemahls, ſowohl Kaiſer Friedrichs Sohn als er, warum hätte ich ihm etwas verſchweigen ſollen, ihm, auf deſſen Treue ich mein ganzes Glük gebaut haben würde?

Das, was uns beiden Frauen ſo viel Sorge und Nachdenken verurſachte, dünkte Manfreden lächerlich. Ich kenne den Hang des Kaiſers zu aſtrologiſchen

Träumen, sagte er, aber wer wollte ihm im Glauben an Dinge nachfolgen, die ihn nur gar zu oft in seinem Leben irre führten. Ihnen hat er seine vergeblichen Bemühungen zu danken, sich zum Herrn der Lombardey zu machen. Die lügenhaften Gestirne versprachen ihm auf diese Bedingung die Beherrschung der halben Welt, und verhinderten ihn dadurch an der sorgfältigen Beschüzung desjenigen was er schon besas, und ohne diesen unnüzen Durst nach neuen Eroberungen ruhig hätte besizen können.

Manfred fuhr in diesem Tone fort, und ich fand das, was er sagte, so vernünftig, daß meine Angst völlig verschwand, und ich Muth genug in mir fühlte, den feindseligen Konstellationen zum Troz, meine Niederkunft in Italien abzuwarten, und dem Kaiser das zu bekennen, was ich bisher so sorgfältig vor aller Welt verschwiegen hatte.

So sehr der Fürst von Tarent das erste billigte, so eifrig widersprach er dem lezten. Er versprach mir mit Zuziehung seiner Gemahlin alles zu thun, was mir den fernern Aufenthalt in Italien angenehm machen, und mir den Zeitpunkt vor welchem ich zitterte, erleichtern könnte; aber, sezte er hinzu, nie müsse der Kaiser etwas von einer Sache erfahren, die ihm, einem schwachen abergläubischen Greise, so schreklich seyn würde; diese Entdekung würde das Mittel seyn, sein ohnedem sinkendes Leben abzukürzen, und

seinem künftigen Enkel seine vornehmste Stüze zu entziehen. Nein, wir wollen das Kind, das ihr uns schenken werdet, sorgfältig erziehen, bis zu einem Alter, da wir es seinem Großvater vorstellen können, ohne sein fürchterliches Geburtsjahr zu nennen.

Manfred glaubte vielleicht zu wenig von jenen geheimnißvollen Dingen, die die Weisesten unserer Zeit für wahr halten; aber ich fand seine Reden meinen Wünschen angemessen, und beruhigte mich bei denselben, ohne ihm zuzutrauen, daß er bei dem, was er sagte, Nebenabsichten haben könne.

In meiner Verschwiegenheit gegen den Kaiser ward ich täglich bestärkt. Er suchte Gelegenheit des nächsten Tages, das abgebrochene Gespräch wieder anzufangen. Er schilderte mir seine Besorgniß, ich möchte ihn zur unglüklichen Zeit zum Großvater machen, und seine Freude, daß er diese Furcht für ungegründet halten dürfe, so lebhaft, daß mir aller Muth bennommen ward, ihn durch Entdekung meines Geheimnisses zu kränken. Doch fand ich in dieser Verhehlung etwas, das mir nicht ganz gefallen wollte, das meinem durch mein ganzes Leben behaupteten geraden, ofnen Charakter entgegen war. Manfreds Gründe wollten mir nicht allemahl genug thun; ich schrieb meinem Gemahl die ganze Sache, und als dieser mir rieth, mich ganz nach Manfreds Rath zu be-

quemen und mir über nichts hierinn Gedanken zu machen, nun dann mußte ich freilich gehorchen.

Als die Zeit heran kam, da ich mich entfernen mußte, wenn der Kaiser nicht die Augen über meinen Zustand öfnen sollte, bat ich um Erlaubniß, eine Reise nach Neapel zu thun. Die Fürstin von Tarent begleitete mich. Ich hielt meine Niederkunft nicht für so nahe als sie war, und meine Unbedachtsamkeit hätte beinahe mein ganzes Geheimniß verrathen können. Ich hatte die Reise nach Neapel nicht ohne Vorwand einiger Geschäfte unternommen. Der Vater meines Gemahls wußte, daß er mich durch nichts mehr verbinden konnte, als wenn er mir Gelegenheit zur Uebung christlichen Barmherzigkeit gab; und ich kann mich rühmen, daß durch meine Vorbitte der Leidenden würklich weniger wurden. Besonders waren die Gefangenen mein Augenwerk, und ich hatte jezt die Erlaubniß erhalten, einen gewissen Marco Uberti frei zu machen, welcher seit einigen Jahren im eisernen Thurm zu Neapel gefangen saß. Marco war von einer der ersten Familien unter den Gibellinen, und, wie ich wußte, ganz unschuldig in Verdacht der Verrätherei gefallen. Friedrich ließ auf meine Bitte seine Sache von unverdächtigen Richtern von neuen untersuchen; er ward unschuldig befunden, und ich bat, nach Neapel reisen und diesem erhabenen Unglüklichen seine Freiheit selbst ankündigen zu dürfen.

Bei dieser Handlung, die mir so viel Freude machte, daß ich mich selbst darüber vergaß, war es, daß ich von einer plözlichen Unpäßlichkeit überfallen wurde. Ich eilte mich in die Wohnung der Fürstin von Tarent bringen zu lassen, aber ich hatte den großen Plaz vor dem eisernen Thurme noch nicht zurükgelegt, als mir eine Ohnmacht zustieß. Man brachte mich zurük an den Ort den ich eben verlassen hatte, und mein armer kleiner Konradin erblikte den Tag in einem der Zimmer dieses Gefängnisses.

Ich verließ diesen grauenvollen Ort, so bald ich es ohne Gefahr thun konnte. Manfreds holde Gemahlin wartete mich in ihrem Palaste mit der Zärtlichkeit einer Schwester. Die Unruhen im kaiserlichen Lager, und das Wohlgefallen, das ich an Neapel zu finden vorgab, dienten mir zum Vorwand, meinen Aufenthalt daselbst zu verlängern, und niemand außer einigen erfuhr mein Geheimniß.

Fast ein Jahr brachte ich an dem geliebten Geburtsorte meines Sohnes zu. O Konradin, wie schön war der frühe Morgen deines Lebens für deine Mutter! Ich wär geneigt, diese Zeit unter die glüklichsten Tage meines Lebens zu rechnen. Die stille Ruhe die mich umgab, die süße Sorgfalt für das aufblühende Leben meines Kindes, der Umgang mit meiner Freundin, der Fürstin von Tarent, war mir mehr als alle Freuden der großen Welt die ich genossen hatte, und

mein Glük wurde noch durch die Kenntniß einer Person vermehrt, welcher ich selbst jezt, da ich ihre Redlichkeit in Zweifel ziehen muß, meine Neigung nicht ganz entziehen kann.

Der jüngste Bruder meines Gemahls, der junge Henrich, den die englische Prinzessin Isabelle dem Kaiser in seinem Alter gebohren hatte, ward in Neapel erzogen; er war fleißig in dem Hause seines Bruders, des Fürsten von Tarent, und er und ich gewannen einander bald so lieb als Geschwister. Stellet euch einen Jüngling vor, der fast noch an den Gränzen der Kindheit schon anfängt, mit männlicher Festigkeit zu denken. Der in sich die Reize dreyer menschlichen Alter, die feurige Lebhaftigkeit, die seinen Jahren eigen ist, die fast völlig ausgebildete Schönheit des Jünglings, und Ernst und Uberlegung, die einem Manne Ehre gemacht haben würde, verbindet. So gebildet konnte es Henrichen nicht fehlen, meine ganze Neigung zu erhalten. Er war immer um mich, war schlau genug, sich bald in mein Geheimniß einzuschleichen, und ich kann mich noch bis jezt nicht überreden, diese Vertraulichkeit zu bereuen.

Er, ich, mein kleiner Konradin und die Fürstin von Tarent, die nicht viel älter als ich, und also wenig Jahre von dem zwölf oder dreyzehnjährigen Henrich entfernt war, machten eine Gesellschaft aus, der

es

es nie an guter Laune fehlte, und die durch nichts im Vergnügen gestört wurde, als wenn sie zuweilen durch Manfred vermehrt wurde. Manfred hätte unser aller Vater seyn können; er mißbilligte unsere Fröhlichkeit, er war ein strenger Tadler des jungen Henrichs seines Bruders, und bezeugte vornehmlich ein gewaltiges Mißvergnügen, daß er um das Geheimniß von Konradins Geburt Wissenschaft hatte. Dieses bewegte mich indessen nicht, Henrichen mein Zutrauen zu entziehen; ich sah in ihm eine künftige Stüze meines Sohns, und ich trug kein Bedenken, als ich Italien verlassen mußte, ohne meinen Konradin mit mir zu nehmen, dieses liebe Kind der Sorgfalt des jungen Prinzen besonders zu empfehlen.

Ach ja, ich mußte Italien, mußte meinen Konradin verlassen! mein Gemahl lag zu Regenspurg gefährlich krank, ich ward eilig zu ihm berufen, mein kleiner Sohn war zu schwach, mich in der rauhen Jahrszeit zu begleiten, und ich ließ ihn unter der Aufsicht der Fürstin von Tarent und des Prinzen Henrichs zurük, welcher sich gros damit dünkte, so jung er war, der Schüzer eines noch jüngern genannt zu werden.

Gott! wenn ich an den Abschied von meinen Lieben in Neapel, wenn ich an den von meinem ehrwürdigen Schwiegervater denke! Ach mein Herz mußte es schon

damals fühlen, daß ich die wenigsten von ihnen wiedersehen würde. Der Kaiser ist todt, Manfreds Gemahlin starb vor einem Jahre in den Wochen, und bald darauf erhielt ich die Nachricht von Manfreds Hand, daß Henrich, als er mit Konradin, den er, wie er mir oft geschrieben hat, fast nicht aus den Augen zu lassen pflegte, über den Clavio gefahren sey, durch Unvorsichtigkeit seiner Führer oder durch einen Schaden an der Gondel, nebst seinem kleinen Gefährten ins Wasser gefallen, und mit Mühe gerettet worden sey; Konradin sey nicht zu retten gewesen, auch habe man seinen Körper nicht finden können, bis einige Wochen nach diesem Unglük, die Fischer von Montenero den Leichnam eines Knaben von seinem Alter aus dem Wasser gezogen hätten, welcher vermuthlich derjenige wäre, den man so lang gesucht hätte; doch könnte man nichts gewisses sagen, weil das Gesicht durch die länge der Zeit entstellt gewesen sey, und man nur an den Kleidern die Ähnlichkeit mit dem Gewande meines Sohns entdekt habe. Dieses waren Manfreds Nachrichten, und ich bitte euch, Gertraud, sagt mir, ob ihr keine Unwahrscheinlichkeit in denselben findet. Keine Mühe ist gespart worden, die Wahrheet zu entdeken; aber alles, was wir erfuhren, diente nur dazu, die Gewißheit unsers Verlusts zu bestätigen.

Mein Gemahl ist völlig von demselben überzeugt, oder stellt sich es zu seyn. Aber ich schmeichelte mir

immer noch mit einiger Hofnung, bis redende Beweise von Manfreds Falschheit, und einiger Verdacht gegen Henrichs Treue mich fast völlig versicherten, daß mein armer Konradin, wenn auch nicht durch den wüthenden Strom, doch gewiß durch die Bosheit seiner Feinde den Untergang fand.

Thränen beschlossen die Erzählung der Königin, und Gertraud war nicht scharfsinnig genug, sie durch irgend einen wohlangebrachten Trost zu stillen, sie weinte mit ihr diesen und die folgenden Tage, so oft Konradins Verlust wieder auf die Bahn gebracht wurde, und dieses geschahe fleißiger als es für Elisabeths Ruhe dienlich war.

Die Ankunft der Herzogin von Brabant, unterbrach diese traurige Unterhaltung ein wenig; denn diese nicht zur Mitwisserin des Geheimnisses zu machen, war zwischen beiden Damen fest beschlossen.

Sechster Abschnitt.

Ich habe dir, mein Leser, im Vorhergehenden, einige Züge von Sophiens Charakter gegeben, und ich habe demselben nur noch das einige hinzuzuthun, daß

der Stolz dieser Prinzessin eben mit keinem bösen Herzen verbunden war. Sie war eine treue Freundin derer, die ihr ihr ganzes Vertrauen schenkten, und war klug genug, es augenbliklich zu merken, wenn man bei der Miene der offenherzigen Freundschaft, doch irgend etwas auß Mißtrauen zurükhielt. Sophie hatte es schmeichelhaft gefunden, vielleicht die Schüzerin derjenigen zu werden, die das Glük dem Range nach über sie erhoben hatte, sie kam, sie fand, daß Elisabeth Geheimnisse vor ihr hatte, und Unwille und empörter Stolz traten an die Stelle der guten Gesinnungen, mit welchen sie sich eingefunden hatte.

Elisabeth ward von einem Sohne entbunden, den sie Konradin nannte. Sophie hielt sich wenig Tage nach der feyerlichen Handlung, bei welcher er diesen Namen erhielt, zu Hohenstein auf, und keine Bitten der Königin oder Gertrauds konnten sie zurükhalten.

Ich muß aufrichtig mit euch reden, sagte sie beim Abschiede zu der Kindbetterin. Ihr habt mir nur euer halbes Herz geschenkt; verschiedene Umstände überzeugen mich, daß Gertraud, die einfältige Gertraud, um Dinge weis, die mir verborgen werden. Ob ihr in eurer Vertrauten eine kluge Wahl getroffen habt, will ich nicht entscheiden; nur einen Rath will ich euch geben, ob ihr ihn gleich nicht von mir fodert: Hütet euch vor dem Bischoffe; er hat nichts Gutes wider euch und euer Kind im Sinn. Ich

könnte es euch beweisen, wenn ich es für gut hielt, gegen diejenige vertraulich zu seyn, die es gegen mich nicht war.

Sophie verließ die Königin nach diesen Worten zu schnell, als daß diese ihr eine Antwort hätte geben können, welche im Stande gewesen wäre, die beleidigte Fürstin zu besänftigen. Elisabeth gieng mit Gertrauden über die Sache zu Rath, und Gertraud war zu sehr die Freundin des Bischofs, als daß sie Sophiens Warnung hätte für erheblich halten sollen.

Um dich, mein Leser, zu überzeugen, welche von diesen beiden Damen recht hatte, will ich ein Schreiben einrüken, welches durch einen Zufall aus den Archiven des Vatikans in meine Hände gekommen ist, das ich aber für gut halte, dir nicht in dem originellen Latein, das damals unter der Geistlichkeit gebräuchlich war, sondern in deiner Muttersprache zu liefern.

„An den ehrwürdigen Sinibald Fieschi.“

„Das erhabene Haupt der Kirche vergönne seinem „treuen Diener, den alten Namen ehemahliger vertraulicher Freundschaft zu gebrauchen; wie könnte „ich sonst meine Augen zu den Strahlen der höchsten „Heiligkeit erheben, oder wie dürfte der Hüter einer „kleinen Heerde es wagen, sich an den großen Ober„hirten der ganzen Christenheit zu wenden?“

„Das Wohl der heiligen Kirche mahnt mich auf mei-„ne Stimme zu erheben, und dem Haupte derselben „zu verkündigen, daß der fast verdorrte Stamm des „verbannten, dem Unttrgange geweihten Hohenstaufi-„schen Hauses beginnt neue Sprößlinge zu treiben, „welche die Hand der göttlichen Gerechtigkeit aufs schleu-„nigste von der Erde vertilgen wolle! Was nüzt es „uns, daß der abtrünnige Friedrich den Lohn seiner „Sünde erhielt, was gewinnen wir dabey, daß wir „Konraden seinem Untergange entgegen schikten, wo-„zu vertilgten wir den lezten Rest dieser Natternblut in „der Person des jungen Konradins, wenn hier neue „Konradine grbohren werden, unsre Bemühungen zu „vereiteln?“

„Elisabeth, Konrads Weib, hat dem Hohenstaufi-„schen Hause einen neuen Zweig gegeben, und ich er-„warte die Befehle desjenigen, an den ich mich in tief-„ster Demuth wende, ob ich dieses Unkraut in der er-„sten Blüthe austrotten, oder es wachsen lassen solle bis „zur Erndtezeit. Elisabeth hat ein unumschränktes „Vertrauen auf mich. Sie wählte mich zum Tauf-„zeugen ihres Kindes, und ich fand es nicht für gut, „demselben die Aufnahme in den Schoos der Christen-„heit zu versagen. Es ist zwar ein Sprößling eines „von Gott verfluchten Hauses, aber es ist unschuldig; „es wäre grausam, demjenigen die Wohlthaten der Kir-„che zu versagen, der die Welt zu bald verlassen wird,

„um dieser heiligen Mutter, nach der Weise seiner Vä„ter, mit Undank zu lohnen."

„Ich erwarte schleunige Befehle, wie ich mein Ver„halten einzurichten habe. Elisabeths Zutrauen wird „mir alles erleichtern; auch giebt es unter ihren Wei„bern noch fromme Seelen, welche gesonnen sind, der „heiligen Kirche keinen Dienst zu versagen."

Ob Sinibald Fieschi, jezt Innozenz der vierte, diesen Brief erhielt, und wie er ihn beantwortete, gehört nicht hierher; wir wenden uns wieder zu unserer Geschichte.

Elisabeth verließ das Wochenbette; der kleine Konradin war der einige Gegenstand ihrer Sorgfalt, aber ach welch trauriges Geschäft, den fast verlöschenden Funken des Lebens immer wieder aufzublasen, und einer welkenden Blume zu warten! Konradin war von den ersten Tagen seines Lebens an schwach und kränklich; ausserordentliche Zufälle machten seine Mutter für sein Leben besorgt, und nahmen ihr das Gefühl für jeden andern Gegenstand; nur für einen nicht. Sophiens Warnungen für dem Bischoffe schallte ihr immer in den Ohren; sie sahe ihn wenig, und seine oft wiederholten Bitten, seinen kranken Pathen, den kleinen Prinzen, sehen zu dürfen, wurden, ich weiß nicht aus welchem Eigensinn, nie von ihr erhört. Sie ließ das geliebte Kind fast nie aus den Augen, und beneidete jeden Blik, den andere auf das Kind warfen. Nur dann,

wenn sie des Bischofs Besuch annehmen mußte, ließ sie ihren Konradin in Juttens Händen. Unter der Aufsicht der Prinzeßin Gertraud, wär er vielleicht noch sicherer gewesen; aber wer hätte dieser frommen Dame zumuthen sollen, eine Gelegenheit zu versäumen, da sie Ottos heiliges Angesicht sehen konnte; sie ließ sich das Recht nicht nehmen, allemal bey seinen Besuchen gegenwärtig zu seyn.

Siebenter Abschnitt.

Es war mehr als ein Jahr nach Elisabeths Niederkunft verflossen. Ihr kleiner Sohn schleppte sein schmachtendes Leben noch so hin wie vom Anfang, und verschloß dardurch seiner traurenden Mutter jeden Quell der Freude. Und wie reichlich strömte jezt dieser Quell für Elisabeth, wenn sie nur fähig gewesen wäre, die Gaben des Glüks zu schmeken!

Alle Briefe aus Sizilien sprachen vom Triumpf und Eroberung. Neapel war in Konradins Händen. Alles beugte sich vor ihm. Der heilige Vater suchte vergebens nach einem Fürsten, den er Konrads wachsender Macht entgegensezen konnte. Er bot die Krone Sizilien dem Prinzen von England und dem von Frankreich

an; aber alle zogen sich zurük. Sie wußten, daß sie das Geschenk, mit dem St. Peters Nachfolger so freygebig war, nicht aus seinen friedlichen Händen empfangen, sondern es der Gewalt des siegenden Konrads entreissen sollten; eine Sache, bey der sie einige Bedenklichkeiten zu finden schienen. Der heilige Vater wäre zwar wohl gesonnen gewesen, Neapel und Sizilien für sich zu behalten; aber wie sollte er diese Lande gegen einen Helden wie Konrad behaupten? Der siegende König lachte der Schlüsselsoldaten, wie er die päbstlichen Krieger zu nennen pflegte, und sprach oft: Das Sinnbild der lösenden und bindenden Macht des heiligen Vaters, das sie auf ihren Schultern trügen, wär ihm furchtbarer als ihre ohnmächtigen Schwerter und Spiesse.

Alle Briefe Konrads an seine Gemahlin handelten jezt von seiner Wiederkunft. Er sprach von dem, was er in Deutschland zu thun hatte, um die römische Krone seinen Feinden eben so zu entreissen, wie er mit der sizilianischen gethan hatte, als von Kleinigkeiten; und Kleinigkeit würde es ihm gewesen seyn, bey der Macht, die er jezt hatte, den schwachen Wilhelm von Holland zu bändigen, und mit den sizilianischen Schäzen die deutschen Fürsten zu gewinnen. Aber welche eine gewaltige Kluft ist nicht zwischen Ausführung und Vorsaz! Konrads Rückkunft nach Deutschland verzog sich von einem Monat zum andern. Es war ihm unmöglich, länger von seiner Elisabeth zu bleiben, er lud sie

ein, mit ihrem kleinen Sohn nach Italien zu kommen, er bestimmte den Tag, an welchem er sie mit einem Gefolge, das ihrem Stand angemessen, und für ihre Sicherheit zulänglich seyn solle, abholen lassen wollte; aber wie hätte Elisabeth den kranken Prinzen der Beschwerlichkeit einer weiten Reise aussezen sollen? Oder wärs möglich für sie gewesen, ihr liebstes Gut zum zweitenmal in fremden Händen zurükzulassen, da sie schon einmal auf diese Art einen Sohn verlohren hatte?

Die Fürstin von Brabant hörte das Gerücht von Elisabeths Reise nach Italien. Die Pathenpflicht, die in jenen Zeiten noch sehr heilig gehalten wurde, trieb sie nach Hohenstein, um aus dem eigenen Munde der Königin zu vernehmen, was aus dem Kinde, dessen zweite Mutter zu seyn sie geschworen hatte, werden sollte, wenn man es bey seiner Kränklichkeit, die sie aus Elisabeths Briefen kannte, mit sich nehmen, oder wo es bleiben solle, wenn man es zurük lassen wollte. Sie erbot sich, den kleinen Konradin in ihre Aufsicht zu nehmen, und ermahnte die Königin, ihre Reise nicht aufzuschieben.

Aber ach, diese Vorschläge waren vergebens. Der kleine Prinz solte nun bald nichs weiter brauchen als ein friedliches Grab, und Elisabeth konnte sich nicht von ihrem sterbenden Kinde trennen.

Konradin starb; seine Mutter war der Verzweiflung nahe. Die Aussicht auf Größe und Hoheit die

sie hatte, machte keinen Eindruk auf sie; sie glaubte in ihrem Kinde alles verlohren zu haben. Der Gedanke an den Sohn, den sie bereits verlohren hatte, wachte von neuem in ihr auf, der Kummer schloß ihr Herz auf, und lößte ihre Zunge, es hätte Sophien nur ein Wort gekostet, sich ganz in ihr Vertrauen einzuschleichen; aber als sie mit der Muthmassung hervortrat, der entseelte Prinz habe Gift bekommen, als sie Elisabethen an ihre Warnung erinnerte, und ihr Vorwürfe machte, sie habe nicht sorgfältig genug über ihr Kind gewacht, da verschwand aller gute Eindruk, den ihre übrigen Handlungen gemacht hatten. Elisabeths Herz, dem es nicht an Stolz fehlte, verschloß sich vor der, welche ihr, der treusten aller Mütter, versäumte Pflicht vorwerfen konnte. Die wahrscheinliche Muthmassung von dem gewaltsamen Tode des holden Knaben, der bleich und entstellt vor ihr lag, versenkte sie in stummen Schmerz, aus welchen sie sich nur zuweilen empor riß, um Fluch und Verwünschung über diejenigen auszurufen, die ihr das Liebste auf der Welt entrissen hatten.

Verwundre dich nicht, mein Leser, über das Gemälde zwoer Frauen, die bey allen guten Eigenschaften doch Fehler hatten, welche sie nie Freundinnen werden liessen. Auch unsre Zeiten haben manche Elisabeth, die durch Stolz und Heftigkeit die natürliche Sanftmuth ihres Charakters entehrt, manche Sophie, die im Stande ist, die edelsten menschenfreundlichsten Handlungen

durch die Art, mit welcher sie sie ausübt, zu verderben, und die Herzen, die sie gewann, wieder von sich zu scheuchen.

Elisabeth befand sich in dem traurigsten Zustande. Die schwache weichherzige Gertraud war weder im Stande sich zu trösten, noch irgend eine nüzliche Vorkehrung zu ihrem Besten zu machen; sie bedurfte selbst Trost und Hülfe, und Sophie übernahm alles.

Die Königin schwebte einige Tage zwischen Leben und Tod. Sophie verließ sie nicht in diesem Zustande, sie nahm sich ihrer an, nicht eben mit der zärtlichen Sorgfalt einer Schwester, aber gewiß mit aller Aufmerksamkeit einer klugen Frau, die entschlossen ist, demjenigen, dessen sie sich annimmt, mit aller Redlichkeit zu dienen.

Ihr seyd nun völlig wieder hergestellt, sagte sie zu der Königin an einem Tage, da diese wieder ausser dem Bette seyn konnte, und es ist Zeit, diejenige zu verlassen, die doch nie ein völliges Zutrauen zn mir fassen wird, ich mag es auch zu verdienen suchen, wordurch ich wolle. Elisabeth wollte sie hier durch einige zärtliche Worte unterbrechen, aber Sophie fuhr fort.

Ihr werdet euch wundern, was ich alles in der Zeit, da ihr eurer selbst nicht bewußt waret, in eurem Hause gethan habe. Euer Sohn, mein unglüklicher

Pathe, ist in der Stille beygesezt, und demohngeachtet glaubt die ganze Gegend, er lebe noch, und ich werde ihn mit mir nach Brabant nehmen. Euer Vortheil will es, daß jedermann euch noch für die Mutter eines Sohns halte, man würde sonst nicht säumen, euch die kleinen Besizungen streitig zu machen, die sein Vater ihm vor seiner Geburt versichert hat. Werfet den Kopf nicht so verächtlich zurük; ihr dürft nicht denken, daß ihr schon eine grosse Königin seyd, die den Besiz einiger Schlösser und Städte leicht übersehen kann; ich fürchte, die nächsten Nachrichten aus Sizilien werden anders lauten als die vorigen. Ihr müßt von nun an darauf denken was ihr anfangen wollt, wenn euch das Aergste wiederfahren sollte. Braucht ihr dabey meinen Rath, so meldet mirs, und ich will nicht Sophie von Brabant heissen, wenn ich euch nicht treulich dienen werde.

Jezt erhaltet jedermann, vornehmlich den Bischof, bey dem Wahne, daß euer Sohn noch lebt, und mit seiner Pathe nach Brabant geht. Ich habe jedermann, der von seinem Tode zu sehr überzeugt war, und vornehmlich die ehrliche Frau Jutta, von welcher ich schrekliche Vermuthungen hege, auf die Seite geschaft. Auch eure traute Freundin, die einfältige Gertraud, habe ich mit leichter Mühe von allem überredet was ich wollte, und es kommt nun auf euch an, ob ihr euer Vertrauen von neuem an sie verschwenden, oder mir es schenken

wollet — Es ist gut, ich verlange keine Antwort, ich sehe die Thränen verwehren euch zu reden. Ein Brief kann alles abthun; denkt an mich wenn ihr in der Noth seyd, und glaubt, daß ich es gut mit euch meyne.

Elisabeth wußte nicht, was sie von den Reden der Herzogin von Brabant denken, oder was sie darauf sagen sollte. Gertraud trat eine halbe Stunde darauf weinend ein, und brachte die Nachricht, Sophie sey eben abgereist und habe ihr aufgetragen, zu Konradins bekümmerter Mutter zu eilen, und sie über die Entfernung ihres Sohns zu trösten. Elisabeth sahe die böhmische Prinzessin verwundernd an; alle ihre Reden bewiesen, daß sie im ganzen Ernste das Mährchen glaubte, welches die listige Herzogin von Brabant ihr einzureden gewußt hatte, und der Gedanke an Zauberei, der damahls ziemlich Mode war, kam der Königin oft in den Sinn.

Sie blieb in tiefen Nachdenken. Die schleunige Abreise Sophiens war ihr widerlich; sie konnte den Nuzen dessen, was sie zu Verhehlung des Todes ihres Sohns gethan hatte, nicht ganz einsehen, bis ein kleines Beispiel sie belehrte, was sie zu fürchten gehabt hätte, wenn die Herzogin weniger klug und vorsorgend gewesen wäre.

Der Kastellan des Schlosses Auerbach ließ sich bey ih melden, und brachte die Post, wie die Burgmän-

ner des Bischofs von Bamberg wieder abgezogen wären, und ihr den Besiz desselben überlassen hatten. Die Königin verstand nicht was dieses sagen wollte; aber auf weitere Nachfrage erfuhr sie, daß auf das erste Gerücht vom Tode ihres Sohns, Bischofs Otto von dem Schlosse, auf welches er Ansprüche hatte, habe Besiz nehmen lassen, und daß die Nachricht, wie der junge Prinz noch lebe, und mit der Herzogin nach Brabant davon gezogen sey, ihn veranlaßt habe, seine Leute zurükzuziehen, und die Burg ihrem rechten Eigenthümer zu überlassen.

Elisabeth dankte Sophie in ihrem Herzen, und hätte ihr halbes Vermögen darum gegeben, sie bey sich zu haben, und ihren weitern Rath darüber zu vernehmen, was endlich aus dem betrüglichen Vorgeben von dem Leben ihres Sohnes werden sollte. Sie fand etwas darinn das ihr misfiel; und bey reiflicher Ueberlegung überzeugte sie sich, daß sie lieber Auerbach und alle ihr wenigen Schlösser und Städte hätte einbüssen als in einen Betrug verflochten seyn wollen, dessen Ende sie nicht absahe.

Tausend Ideen, die Sophiens leztes Gespräch in ihr erregte, und die du, lieber Leser, dir wohl vorstellen kannst, schwärmten in dem zerrütteten Gehirn der unglüklichen Königin, und gaben ihr ein gedankenvolles Ansehen, das der böhmischen Prinzeßin, ihrer bis-

bisherigen Gesellschafterin, nicht recht gefiel. Elisabeth sprach wenig; sie wußte nicht, ob sie Gertrauden zur Vertrauten ihrer Gedanken machen sollte, denn Sophiens Warnungen hatten sie mistrauisch gegen jedermann gemacht, auch sahe sie wohl, daß die böhmischen Prinzeßin bey dem besten Herzen von der Welt, doch wenig Gaben zu einer rathgebenden Freundin hatte, und daß sie bey ihrer grossen Anhänglichkeit an den Bischof, dessen feindselige Gesinnungen jezt in die Augen fallend waren, eine Person war, für der man sich hüten mußte.

Gertraud war zu kurzsichtig Elisabeths Zurükhaltung zu merken; aber sie fand ihre Gesellschaft langweilig, und erklärte, daß sie gesonnen wäre, wieder in ihr Kloster zurükzukehren, das sie schon zu lang verlassen hätte. Die Königin willigte ein, und die beyden Freundinnen trennten sich.

Achter Abschnitt.

Unter allen nachdenklichen Reden der Herzogin von Brabant, war fast keine, die der Königin so ans Herz gegriffen hatte, als der Zweifel in die Dauer des

sizilia-

ſizilianiſchen Glüks, den ſie äuſſerte. Die Worte: „Denke nicht, daß du ſchon eine groſſe Königinn biſt; „die nächſten Nachrichten aus Italien möchten wohl an„ders lauten als die vorigen,“ tönten ihr ohn Unterlaß in den Ohren, und leider wurden ſie nur zu bald beſtätigt.

Lange, lange hatte ſie weder Briefe noch Botſchaft von ihrem Gemahl erhalten. Flüchtige Gerüchte giengen im Lande, als habe ſich Manfred, der ſich bisher ganz gut mit ſeinem königlichen Bruder verſtanden hatte, wider ihn empört; als habe ſich der junge Heinrich, deſſen Namen Konrad nicht ein einigesmal in ſeinen Briefen genannt hatte, zum König aufgeworfen; als ſey der groſſe Konrad gefährlich krank; endlich — als ſey er todt.

Dieſe lezte ſchrekliche Nachricht kam der unglüklichen Eliſabeth an einem Tage ſo oft vor die Ohren, ſie hörte ihre Beſtätigung aus ſo verſchiedenen Orten, daß ſie ſchon völlig von ihrem gränzenloſen Unglük überzeugt war, ehe noch die eigentlich an ſie gerichtete Todespoſt aus Italien anlangte; ſie erhielt ſie, und völlige Sinnloſigkeit war die Folge der entſezlichen Worte, die ſie kaum halb vernahm.

Gertraud war auf das Gerücht von dem Tode des Königs herbeygeeilt, um ihrer Freundin in dieſen fürchterlichen Stunden beyzuſtehen. Ach, wäre die muthige

Herzogin von Brabant gegenwärtig gewesen! Aber wer sollte sie rufen, da Elisabeth nichts von sich selbst wußte? Und wie sollte die stolze Sophie ungerufen zu derjenigen kommen, deren Stillschweigen sie für hartnäkige Verachtung ihrer Hülfe hielt?

Der Bischof war während dem traurigen Zustande der Königin sehr geschäftig, Hülfe anzubieten, und dieselbe zu leisten. Er übernahm die Oberaufsicht über alle Besizungen, deren sich Elisabeth jezt noch rühmen konnte; und meine Leser wissen, in was für Hände dieselbe bey ihm geriethen.

Er sorgte dafür, daß Gertraud ihre kranke Freundin mit in ihr Kloster nahm, und eilte eben nicht sehr, den Herzogen von Bayern, Nachricht von dem Zustande ihrer Schwester der Königin zu geben.

Die Herzoge von Bayern waren zwar Elisabeths Brüder, aber dieser edeln Dame so ungleich an Jahren als an Denkungsart; vornehmlich der ältere, Ludwig mit Namen, hatte nicht einen Zug von den großmüthigen Gesinnungen seiner Schwester. Er hatte für nichts Gefühl als für den Eigennuz, und blos aus Antrieb desselben, nicht aus Liebe zu der unglüklichen Königin, eilte er herbey, als er vernahm, daß sich der Bischof eigenmächtig zum Verweser ihrer Güter eingesezt hatte, und daß Konrads Witwe in ein Kloster gebracht worden sey.

Herzog Ludwig hatte Ansehen genug, ein Wort mit Ernst und Nachdruk zu reden. Bischof Otto war nach der Weise der Mönche seiner Zeit, nur muthig in heimlichen Anschlägen, aber zaghaft, seinem Gegner, wenn er ihn recht zu fassen wußte, ins Auge zu sehen. Er und der Herzog wurden ihrer Sachen bald einig; der lezte übernahm die Stelle, deren sich Otto angemaßt hatte, und eilte nun nach Kloster Neuburg am Walde, wo Elisabeth lebte, um sich selbst von ihrem Zustande zu überzeugen.

Die erste Wuth der Krankheit war vorüber; der Körper der Königin war fast wieder hergestellt, nur ihr Verstand war noch schwach und zerrüttet; sie hatte wenig ganz helle Augenblike, nur der Anblik eines Bruders, und der Name einer Schwester, von Ludwig mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit ausgesprochen, konnte sie auf etwas längere Zeit zur Besonnenheit bringen. Die Klosterfrauen liebten die Königin, sie vereinigten sich mit der böhmischen Prinzeßin, den Herzog von Bayern zu bitten, oft zu kommen, und durch seinen Zuspruch die Kranke in die Welt zurükzurufen, aus welcher ihre schöne Seele die meiste Zeit abwesend war.

Welch ein Mensch hätte Ludwig seyn müssen, diese Bitte nicht zu erfüllen? Er liebte Elisabethen, obgleich einen Grad weniger als seinen Vortheil; er versäumte

keinen Tag sie zu besuchen; und die, welche anfangs nur in den Stunden vernünftig war, da sie ihn sah, kam bald dahin, gar keine oder nur seltene Abwesenheiten des Verstandes zu erfahren.

Das, was ihre Freundinnen Glük nannten, diente nur dazu, ihr ihren Schmerz desto schärfer fühlen zu lassen. Sie hatte nichts mehr in der Welt, das ihr lieb genug war, um sie in derselben aufzuhalten, und gern hätte sie Bewußtseyn und Leben hingegeben, um dem Gefühl ihres Verlusts zu entfliehen. Ihre Freundinnen sprachen ihr Trost zu, aber dieser Trost war Gift für sie; sie baten sie, ihr Leben für das Glük ihres Sohns zu erhalten, und Elisabeth wußte, daß sie keinen Sohn mehr hatte, daß die Meynung, als lebe er bey der Herzogin von Brabant, nur Täuschung sey; eine Täuschung, die sie jezt, da alles für sie verloren war, nicht länger begünstigen, lieber entdeken wollte.

Die Art, wie dieses ohne Nachtheil ihrer Ehre, ohne Nachtheil der Herzogin von Brabant, ihrer Rathgeberin in dieser Sache, geschehen könne, war hiebey das einige, was ihr Sorge machte. Sie war entschlossen, die ganze Sache ihrem Bruder, dem Herzoge von Bayern zu entdeken, und seinen Rath darüber zu vernehmen; aber er besuchte sie jezt seltener, und sie mußte ihren Vorsaz von einer Zeit zu der andern verschieben, bis ein Vorfall demselben eine ganz andere Wendung gab; o Gott, ein Vorfall,

der so unverhoft war als irgend einer, der den Unglük-lichen aus den verschlungensten Gängen des Schiksals auf einmal herausriß, uud ihm einige Aussicht auf wiederkehrende Freude gab, nur seyn konnte.

Alle Klosterfrauen waren zur Ruhe, um zur Frühmetten desto eher wach zu seyn. Elisabeth hatte ihre Zelle verschlossen, um ihr Herz desto ungestörter vor dem auszuschütten, der allein den ganzen Umfang ihres Elends kannte; da störte ein sanftes Klopfen an der Thür die betende Königin. Eine leise Stimme, die Elisabeth für die Stimme einer jungen Layenschwester erkannte, die man ihr zur Aufwartung gegeben hatte, bat um Einlaß. Die Königin öfnete die Thür. Die Nonne sah sich schüchtern um, und zog schnell ein Papier aus dem Busen. Dieses Blatt, sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, gab mir die Pförtnerin; sie wird eine Stunde auf Antwort warten, und dieselbe dem, an den sie gerichtet ist, so treu überliefern, als sie dieses überliefert hat. Sie bittet die Königin auf ihre Verschwiegenheit zu trauen, und ich stehe vor die Meinige.

Die Nonne entfernte sich plözlich, und Elisabeth eröfnete den Brief. Hier ist er:

„Tebaldo, der Sohn Marco Ubertis, den die edelste „aller Königinnen, einst aus dem Gefängnisse erlößte, „ist mit wichtigen Nachrichten aus Italien angekom-

„men, und verlangt seine Gebieterin zu sprechen. Soll„te Elisabeth nicht wünschen, umständliche Nachricht „vom Tode ihres Gemahls zu haben? — Niemand „kann sie ihr besser geben als ich. Doch ist Stof zu „neuen Thränen nicht das einige was ich bringe, ich „bringe auch Freude und Hofnung. Sollte meine Er„scheinung auf morgen eine Stunde nach Mitternacht „beliebt werden, so werde ich kommen, aber nicht al„lein. Eine grosse, eine gefährliche Scene des Wieder„sehens, steht der Witwe des grossen Konrads bevor; „es ist nöthig, alle Kräfte einer erhabenen Seele auf„zubieten, um sie zu ertragen."

Elisabeth wußte nicht was sie las, wußte nicht, was sie antworten sollte, als sie endlich den Sinn dieses Blattes völlig begrif. Die Stunde, die man ihr zur Bedenkzeit gelassen hatte, war verflossen; die Nonne klopfte leise an die Thür, die Antwort abzuholen, und die Königin schrieb mit zitternder Hand diese Worte: „Kommt, mein Tebaldo, kommt wo möglich noch diese „Stunde, ich erwarte euch."

Elisabeth wachte die ganze Nacht, um allen Worten dieses unbegreiflichen Briefs nachzudenken, und den Kommenden zu erwarten, aber er kam nicht, und sie mußte die Aufklärung aller ihrer Muthmassungen, aller ihrer dunklen Ahndungen, bis auf die im Briefe bestimmte mitternächtliche Stunde verschieben, bis dahin

es ihr eine halbe Ewigkeit zu seyn dünkte. Wie soll ich den Tag beschreiben, den Elisabeth bis dahin zubrachte?

Die dunkeln Worte des Briefs thaten eine fürchterliche Wirkung auf ihr Gemüth. Man kündigte ihr Stof zu neuen Thränen, kündigte ihr Hofnung und Freude, kündigte ihr ein wunderbares unerwartetes Wiedersehen an. Sie wußte nicht was sie dachte und fühlte, wußte nicht, was sie wünschen und hoffen sollte; sie war ausser sich. Die Klosterfrauen befürchteten einen Rükfall ihrer kaum überstandenen Krankheit; sie waren ihr lästig mit ihrer zudringlichen Sorgfalt, und die böhmische Prinzeßin war so fest entschlossen, ihre kranke Freundin, wofür sie die Königin hielt, diese Nacht nicht allein zu lassen, daß es schon weit nach Mitternacht, daß schon länge die ängstlich erwartete Stunde verflossen war, ehe es der ungedultigen Elisabeth gelang, sich von Gertrauds beschwerlicher Gutherzigkeit loszumachen.

Vielleicht war es gut, daß Elisabeth durch eine lange und peinliche Erwartung zu dem Anblike vorbereitet ward, der ihr bevorstand; vielleicht war es ein Glük, daß sie nach Art aller Sterblichen mehr erwartete, als ihr wirklich wiederfahren sollte, damit ihre Seele nicht durch schnelle Ueberraschung zu sehr angegriffen, vielleicht ganz zu Boden gedrükt wurde.

Elisabeth war allein. Uberti erschien, aber ohne Begleitung. — O, wo ist euer Gefährte? schrie die Kö-

nigin, entzieht ihn nicht länger meiner Umarmung. Lange irrten meine Muthmassungen von einem geliebten Gegenstande zum andern, dessen Wiedersehen ich hoffen konnte; und endlich habe ich mich fest überzeugt, daß ich den Liebsten unter allen, daß ich meinen Gemahl erbliken werde. O ja, ja, Tebaldo, leugnet mir es nicht, mein Konrad lebt noch, er ist hier, er kommt, seine treue Gattin abzuholen; und da Sizilien ihn verstößt, mit ihr in irgend einem unbekannten Winkel der Welt glüklich zu seyn.

Sie ließ Tebaldo keine Zeit zu antworten, sondern eilte an die Thür des Vorzimmers, und riß sie mit Ungestümm auf. Sie erblikte niemand, als auf den Knien der jungen Nonne, der Vertrauten dieser nächtlichen Zusammenkunst, einen kleinen Knaben von vier bis fünf Jahren, den die gutherzige Klosterfrau durch Liebkosungen ruhig zu erhalten suchte.

Er sprang bey Eröfnung der Thüre plözlich auf und eilte Tebaldo entgegen, welcher der Königin gefolgt war. Wo bleibst du Tebaldo? rief er und hieng sich an seine Seite. Wer ist die schöne Frau da? Ist das die Mutter von der du sagtest?

Der Anblik, die Stimme des Knaben, und der Name Mutter, öfneten der Königinn auf einmal die Augen. Sie warf einen aussprechlichen Blik auf den Kleinen, der sich ihr jezt näherte und seine Arme nach ihr

ausstrekte; sie beugte sich herab, ihn an ihre Brust zu drüken, sie nannte den Namen Konradin, und sank leblos auf den Boden.

Das Geschrey des Knaben über den Fall derjenigen, die ihm Tebaldo Mutter nannte, hätte der verstohlnen Zusammenkunft gefährlich werden können; Tebaldo hüllte ihn in seinen Mantel und brachte ihn ins Zimmer. Die Nonne beschäftigte sich mit der Königin und leistete ihr den nähmlichen Dienst. Elisabeth kam zu sich selbst. Die Vertraute entfernte sich, und Tebaldo rüstete sich, da er nun allein mit der Königin war, die eilenden Stunden zu nüzen, und ihr Nachricht von allem zu geben, was sie wissen mußte. Aber wie wär es möglich gewesen, etwas zusammenhängendes mit derjenigen zu sprechen, die für nichts Sinn zu haben schien, als für das theure Kind, das sie nicht aus ihren Armen ließ, und dessen Namen sie unabläßig wiederholte.

Keine Frage, ob der Knabe, den sie ihren Sohn nannte, es auch wirklich sey; denn die Stimme ihres Herzens und die unverkennbaren Züge seines grossen Vaters beantworteten diesen Zweifel, wenn sie ihn gehabt hätte, hinlänglich; keine Neugier, wie Konradin gerettet worden, und wo er bisher gewesen sey; keine Sorge, was künftig aus ihm werden sollte; nichts von diesem allen kam der Königin in den Sinn. Sie hatte nur Gefühl für den gegenwärtigen Augenblik, und die

Morgendämmerung brach schon an, als sie sich erst zu Tebaldo wandte, und, weil der Knabe anfieng unter ihreu Liebkosungen einzuschlummern, einige Fragen an ihn richtete. Es ist unmöglich, sagte Tebaldo, uns länger hier aufzuhalten, wenn wir nicht verrathen seyn wollen. Und warum, unterbrach ihn die Königin, warum soll ich es vor der Welt verhelen, daß mein Konradin wieder in meinen Armen ist?

Ich weiß nicht, grosse Königin, antwortete Uberti, ob ihr Ursach habt, allen denen, die euch hier umringen, so willig zu trauen, daß ihr es wagen konnt, ihnen euer liebstes, euer einiges Gut zu zeigen; wenn es uns aber vergönnt ist, morgen wieder zu kommen, so werdet ihr vielleicht aus meiner Erzählung, zu welcher diesmahl die Zeit verstrichen ist, sehen, daß wir um eurer auswärtigen Feinde willen behutsam seyn müssen.

Nun so gehet, Tebaldo, erwiederte die Königin, und kommt morgen eine Stunde nach Mitternacht wieder. Ich werde Sorge tragen, daß ihr nicht so lang warten dürfet als heute; aber meinen Konradin sollt ihr nicht mit euch nehmen. Ach, ich werde mich vielleicht ohnedem nur zu bald von ihm trennen müssen; und ich muß meines wiedergefundenen Schazes wenigstens einen Tag lang ganz nach Wunsch geniessen, ehe ich ihn von mir lasse. Der vorsichtige Uberti wollte einige Einwendungen machen, aber Elisabeth küßte den

schlafenden Konradin, stand leise mit ihm auf und trug ihn in ein Kabinet, das an ihr Zimmer stieß, und in welchem sie zu schlafen pflegte.

Es ist eure Sache, sagte Tebaldo bey ihrer Wiederkunft, ich hoffe, die mütterliche Zärtlichkeit wird euch nicht misleiten; aber ich bitte euch, grosse Königin, seyd auf eurer Huth, trauet niemand von denen die euch umgeben, suchet die Verschwiegenheit der Vertrauten, die wir uns unvermeidlich haben machen müssen, durch Geschenke zu erhalten, und gebet niemand ausser ihr Theil an eurem Geheimniß.

Tebaldo entfernte sich, und Elisabeth gieng in ihr Kabinet, um sich an dem Anblik des schlafenden Konradin zu weiden.

Neunter Abschnitt.

Elisabeth hatte des vorigen Tages zu lebhaft fühlen müssen, was sie sich durch den Mangel an Verstellung für Beschwerlichkeiten zugezogen hatte, als daß sie nicht jezt hätte vorsichtiger seyn sollen.

Diejenige, welche gestern die unruhige Erwartung so schlecht hatte verbergen können, wußte heute das Ueber-

maaß ihrer Freude recht gut in dem Innersten ihres Herzens zu verschliessen. — Sie kam dem Besuch der böhmischen Prinzeßin zuvor, den sie nicht ohne Ursach sehr früh vermuthete. Sie eilte, indessen Konradin noch nicht erwacht war, in die Kirche, wo sich die ganze Schwesterschaft um sie versammelte, und ihre Freude über ihr Wohlbefinden bezeugte, nachdem ihre gestrigen Zufälle jedermann in Sorgen gesezt hatten. Gertraud war gleich mit dem Erbieten fertig, sie heute den ganzen Tag nicht zu verlassen, und Elisabeth konnte sich mit nichts schüzen, als mit dem Vorgeben, sie sey gesonnen, diesen Tag aus einem besondern Gelübde ganz in der Einsamkeit mit Fasten und Beten zuzubringen.

Ehe eine Stunde vergieng, war sie wieder in ihrer Wohnung. Die Thür ward verschlossen, und sie eilte in ihr Kabinet zu ihrem verborgenen Schaze. Konradin war eben erwacht, und so herzlich er auch die Liebkosungen seiner Mutter erwiederte, so zeigte er doch bald, daß er sich nach wesentlichern Nahrungsmitteln sehnte. Elisabeth hatte daran nicht gedacht, daß der Knabe nicht so wie sie gelobt hatte, den Tag mit Fasten zuzubringen; sie gerieth in Verlegenheit, weil sie wußte, daß man ihr erst gegen den Abend ein wenig Wasser und ein Ey, die zu Kloster Neuburg gewöhnliche Erquikung der Fastenden bringen würde; und sie war genöthigt, sich der Hülfe ihrer vertrauten Nonne zu gebrauchen, um für ihren kleinen Gast etwas besse-

res zu bekommen. Aber dieser unbedeutende Umstand ward die Veranlassung zu einer Begebenheit, die der Königin nicht ganz gleichgültig war, ungeachtet sie dieselbe nach Möglichkeit zum besten zu kehren suchte.

Die sorgfältige Gertraud, welche um alles bekümmert war, was ihre Freundin angieng, hatte die Nonne ganz verstohlen mit einigen Erfrischungen nach dem Zimmer der Königin gehen sehen. Sie fürchtete ihrer Freundin würde etwas zugestossen seyn, das ihr bey ihrem Fasten diese Labung nöthig machte; und ob ihr gleich Elisabeths Vertraute das Gegentheil versicherte, so konnte sie sich doch nicht dabey beruhigen. Sie fand Mittel sich einzuschleichen, und gegen den Abend, da eben die Königin in einem tiefen Gespräch mit ihrem kleinen Gaste begriffen war, hörte sie die Thür des Kabinets knarren, und Gertraud stand mit einemmahl vor ihren Augen.

Wie soll ich das Erstaunen der böhmischen Prinzeßin beschreiben, als sie ihre Freundin nicht wie sie vermuthet hatte, im Gebet begriffen, sondern in einer Gesellschaft antraf, die ihr so unerwartet als unbegreiflich war! Elisabeth saß auf einem niedrigen Schemel, und Konradin stand vor ihr, und schien ihr, wie man aus der Bewegung seiner kleinen Hände sahe, mit allem Ernst, den zuweilen Kinder seines Alters anzunehmen pflegen, eine Sache zu erzählen, welche völ=

lig auszudrüken, es ihm an Worten fehlte, und bei welcher er die Zeichensprache, die uns allen angebohren ist; zu Hülfe nehmen mußte. Elisabeth schien tief gerührt von dem, was sie zum Theil nur errathen mußte; sie troknete ihre strömenden Augen, und ward die böhmische Prinzessin nicht eher gewahr, bis diese mit einem Ton voll Neugierde und Verwunderung ihren Namen aussprach.

Elisabeth fuhr erschroken auf, der Knabe brach seine Rede ab, und stellte sich an die Seite seiner Mutter, indem er die Ankommende, mit einem Blik voll kindischer Neugier ansah, und Gertraud heftete ihre Augen bald auf die eine bald auf den andern, ohne zu wissen, was sie sagen solte.

Doch war sie endlich die erste, die das Wort nahm. — Ich komme euch unvermuthet, Elisabeth, sagte sie. Wenn ihr verlangt, daß ich euch wieder verlassen soll, so werde ich die Thür hinter mir verschliessen; denn ich glaube nicht, daß ihr euch gern von jemand andern als mir würdet überraschen lassen.

Elisabeth wolte sie zurükhalten. Nein, nein, sagte Gertraud, fürchtet nichts von mir. Zwar habe ich nicht mehr das Glük, eure Vertraute zu seyn; aber auch das wenige, was mir der Zufall von euren Geheimnissen entdekt hat, soll mir heilig seyn, und ihr

werdet vielleicht in der Folge erfahren, wie unrecht ihr mir thatet, mir euer Zutrauen zu entziehen.

Eine Rede wie diese, konnte nichts anders als tausend Entschuldigungen, tausend Freundschaftsversicherungen nach sich ziehen. Diesen folgten Erklärungen, den Erklärungen umständliche Erzählungen, und die arme überraschte Elisabeth hatte sich, ehe sie es merkte, so weit verstiegen, hatte sich von der neugierigen Gertraud so eine Menge unerwarteter Fragen zugezogen, daß um dieselben hinlänglich zu befriedigen, nicht allein die Geschichte des lebenden sondern auch des verstorbenen Konradins, und alles was ihr die Herzogin von Brabant zu verschweigen gerathen hatte, an den Tag kam, ehe sie selbst wußte, wie ihr ihr Geheimniß entrissen wurde.

Die Thür war verschlossen. Die beiden Freundinnen feierten das Fest der erneuerten Vertraulichkeit. Konradin wurde von beiden mit Liebkosungen überhäuft, und ermangelte nicht, auf seine Art einigen Antheil an ihren Gesprächen zu nehmen, ob er gleich weit weniger Worte machte, als da er bei seiner Mutter allein war, weil, wie er sagte, Tebaldo ihm verboten habe, in Gegenwart fremder Personen viel zu sprechen. Der Abend vergieng, und die Nacht nahte heran, ohne daß man ans Scheiden gedachte. Konradin ward zu Bette gebracht, und Gertraud schien fest

entschlossen, Tebaldos nächtlichen Besuch mit abzuwarten; ein Entschluß, den Elisabeth ihr mit Mühe ausreden konnte, und den sie doch auf keine Weise zu begünstigen dachte. Tebaldo war zu sehr für die Geheimhaltung ihrer Angelegenheiten; er hatte es ihr zu sehr empfohlen, sich für neuen Vertrauten zu hüten, als daß er eine dritte Person bey seiner geheimen Unterhaltung mit ihr hätte gern sehen, oder in ihrer Gegenwart ganz frey und ohne Zwang hätte sprechen sollen.

Die böhmische Prinzeßinn entfernte sich endlich und Tebaldo erschien.

Zehnter Abschnitt.

Die Zwischenzeit nach Gertrauds Entfernung bis zu Ubertis Eintritt war zu kurz für die Königin, um alles zu überdenken, was ihr bei ihrer gegenwärtigen gefährlichen Verfassung oblag. Die Gegenwart ihrer zudringlichen Freundin hatte ihr die Muse zum Nachdenken benommen, und Tebaldo fand sie noch fast so unentschlossen und betäubt wie des vorigen Abends.

O mein Freund, rief sie ihm entgegen, wie viel haben wir in dieser wichtigen Nacht zu bereden! Möchte

uns

uns doch der Morgen nicht so wie das leztemahl überraschen, ehe wir zu einem Schluß gekommen wären! — Um diesen Wunsch erfüllt zu sehen, erwiederte Tebaldo, werden wir jeden Augenblik nüzen müssen. Eine dritte Zusammenkunft möchte uns wohl schwerlich gestattet seyn. Der Bischof von Bamberg hat, ich weiß nicht auf was für Art, Nachricht von meiner Anwesenheit erhalten; er ließ mich gestern unter dem Vorwande zu sich fordern, Neuigkeiten aus Italien zu hören, aber seine Absicht war vielleicht nur, mich von meiner Wohnung zu entfernen. Es ist ein Glük, daß ihr euren Sohn bey euch behalten habt; man hatte, indessen ich beym Bischof war, sich sehr sorgfältig erkundigt, ob ich allein gekommen sey, und sich nicht gescheut, mein Zimmer zu durchsuchen.

Ich ward heute gegen den Abend wieder vorgefordert. Man that mir allerley Fragen, in was für Gesellschaft ich Deutschland betretten habe, und als ich dieselben zwar wahrscheinlich genug, aber doch nicht nach dem Wunsche des Fragenden beantwortete, so bat man mich, weil hier in den Besizungen der verwitweten Königin Elisabeth, alle Italiäner als Abtrünnige verhaßt wären, mich ja nicht länger aufzuhalten, weil man mir sonst nicht für meine Freiheit stehen könnte.

Gott! sagte Elisabeth nach einem kleinen Nachdenken, immer neuer Stof zu Furcht und Unruhe. Ich

kann nicht ohne Entsezen in die Zukunft bliken, und auch die Vergangenheit ist mir so schreklich, daß ich gern meine Augen vor derselben verschliessen möchte, wenn es nicht nöthig wäre, daß mir nichts verborgen bliebe. Ich bitte euch, Tebaldo, beantwortet mir nur einige Fragen. — Gott, ich zittre, sie auszusprechen! Einige Worte in Konradins kindischen Erzählungen, bringen mich auf Muthmassungen, welche aufgeklärt werden müssen.

Er erzählte mir gestern viel von seinem Oheim Henrich, der ihn sehr geliebt und auch einmal aus dem Wasser gezogen habe, da ihn die bösen Leute, wie er sich ausdrükte, hineingeworfen hatten. Dieser Henrich, fuhr er fort, habe ihn lange Zeit bey sich verborgen gehabt, ohngefähr so wie ich ihn jezt in meinem Kabinet verschlösse; alsdenn habe er ihn herausgenommen und gesagt, er wolle ihn zu seinem Vater führen; dieser Vater sey zwar ein König gewesen, aber er habe ihm gar nicht gefallen, denn er habe seinen Oheim Henrich sehr unfreundlich angesehen, und nur ihn geliebkoset. Als er darnach des andern Tages auf seines Oheims Zimmer gekommen, so habe er ihn in seinem Bette sehr krank gefunden, und mit allen seinem Weinen nichts aus ihm bringen können als die Worte: Armer Knabe, es wird dir ergehen wie mir! Von dem Tage an habe er weder den König, der sein Vater wäre, noch seinen Oheim Henrich wieder gesehen, sondern Tebaldo hätte

ihn heimlich hinweggestohlen, und wäre mit ihm nnd noch einigen andern, weit weit hinweggeflohen' zu denen er gesagt habe: Der König Konrad habe seinen kläglichen Tod an dem Prinzen Henrich verschuldet. — Ja, Tebaldo, fuhr die Königin fort: Diese Worte, habt ihr sehr unvorsichtig einen Knaben wie Konradin hören lassen; und ich verlange jezt, daß ihr mir Rechenschaft für dieselben gebet, verlange, daß ihr mir sagt, was es mit dem Tode meines Gemahls und des unglüklichen Henrichs für eine Bewandniß habe. Ich ahnde fürchterliche Dinge und ich zittre vor der Entwiklung.

Grosse Königin, sagte Tebaldo nach einem tiefen Seufzer, ihr fordert mich zu einer langen und traurigen Erzählung auf, die Zeit nöthigt mich, ihre Länge abzukürzen, o, daß mir doch auch die Redlichkeit erlaubte, ihre Schreknisse zu mildern.

Das Hohenstaufische Haus, ihr wißt es selbst, war seit langer Zeit von denen dem Untergange geweiht, die für das Wohl des Menschengeschlechts und seiner Herrscher wachen sollten; mancher Zweig dieses Stammes ward von der Bosheit im Verborgenen abgeschnitten, ohne daß die verruchte That je ans Licht kam, und wenn ich weit in die Vergangenheit zurükgehen wollte, so könnte ich euch Dinge entdeken, über die ihr euch entsezen würdet. Selbst der erhabene Großvater eures

Konradin starb unter Umständen, die wohl nicht natürlich waren; Menschen beförderten ihn zum Tode, und der Himmel schwieg still und verspарte seine Rache auf die Zukunft.

O Königin, wie war es euch möglich, euren Konradin in Händen zurükzulassen, die noch von dem Blute seines Hauses triefen! Doch ihr wußtet es nicht, ihr glaubtet den schwachen Knaben, der euch nicht auf der Reise nach Deutschland begleiten konnte, in den Armen der Fürstin von Tarent sicher, und er wäre es auch gewesen, wenn der Himmel ihm nicht seine wohlthätige Schüzerin zu früh entrissen hätte.

Manfreds Gemahlin starb, und der junge Henrich, dem ihr euren kleinen Sohn empfohlen hattet, fühlte zu sehr, daß die Pflicht, sich dieses verlassenen Kindes anzunehmen, ihm nun doppelt oblag, als daß er sich den Bemühungen Manfreds, ihn von dem geliebten Konradin zu trennen, nicht hatte standhaft widersezen sollen.

Ihr habt diesen Henrich in seinem zwölften Jahre gesehen, urtheilet was er in seinem fünfzehnten seyn mußte. Die Augen aller Sizilianer sahen auf ihn, viele nannten ihn schon insgeheim ihren König, und hätte er bey seinen erhabenen Eigenschaften jene verderbliche Ehrsucht besessen, die nach Würden strebt, welche ihr nicht zukommen; er würde jezt auf der Stelle sizen, wo Manfred sich der Ehre rühmt, des Kaiser Friedrichs Sohn zu seyn, ohne daran zu denken, daß eine un-

rechtmäßige Liebe zu einer sarazenischen Sklavin, ihm das Leben gab, und daß seine Brüder, die er verdrängte, nähere Rechte zu der Krone hatten, die er jezt wirklich trägt, ob er sich gleich das Ansehen giebt, sie nur zu verwalten.

Henrich war weit entfernt nach dem Throne zu streben, der seinem ältern Bruder, eurem Gemahl, zukam; er brauchte die Macht, die ihm die Liebe des Volks gab, nur dazu, sich von dem Ansehen loszumachen, dessen sich Manfred über ihn anmaßte. Er lebte mit seinem kleinen Mündel Konradin, in seinem eigenen Pallaste, wo er von einer treuen Leibwache beschüzt ward, und wo nur heimliche schleichende Bosheit, keine offenbare Gewalt, ihm etwas anhaben konnte.

Es würde mich zu lang aufhalten, wenn ich euch erzählen wollte, wie oft den beyden jungen Prinzen durch Gift und Meuchelmord nachgestellt wurde. Henrich glaubte sich endlich in Neapel nicht mehr sicher, er entschloß sich heimlich zu seinem Vater nach Viktoria zu fliehen, und den kleinen Konradin mit sich zu nehmen. Seine Absicht war, den jungen Prinzen dem Kaiser als seinen Enkel vorzustellen, und ohne weitere Rüksicht auf nichtigen Gründe, durch die man euch einst beredete, seine Geburt zu verschweigen, Schuz bey dem zu suchen, der sich dieses verlassenen Kindes mit dem besten Nachdruk annehmen konnte.

Henrich wählte ausser mir, mit welchem er alle diese Dinge berathschlagte, nur noch einen Begleiter, und dieser — war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Verräther. Wir sezten über den Strom; ein widriger Wind, wie unsere Führer sagten, verhinderte das Anländen am jenseitigen Ufer. Wir fuhren den Strom weiter hinab, die Nacht überfiel uns, es erhob sich auf einmal ein Geschrey, unsere Gondel müsse einen verborgenen Schaden bekommen haben, weil man überall das Eindringen des Wassers verspürte. Wir hatten nicht Zeit, das zu bedenken was wir hörten; wir fühlten, daß wir sanken. Das Schif schien sich zu theilen, das Hintertheil, auf welchem Henrich sich befand, kam uns bey dem schwachen Schimmer des Monds bald aus den Augen, ich riß den kleinen Konradin, welcher nach seinem Oheim schrie, mit Gewalt an mich, und bemühte mich auf dem Vordertheil des Schifs, welches noch fest zusammenhielt, davon zu kommen. Mein betrügerischer Gefährte, dessen ich vorhin gedachte, und unsere beyden Führer hatten die nemliche Partie ergriffen, und die lezten gaben guten Trost zu unserer Rettung. Die Nacht ward immer finsterer, ich hielt den jungen Prinzen, der den Namen Henrich unablässig ausrief, fest in meinen Armen, aber auf einmal ward er mir entrissen, und wie ich aus dem Geräusch hörte, in die Fluthen hinabgestossen; mir geschahe in dem nächsten Augenblik das nemliche, und ich verlor alle Empfindung.

Ich ward an den Küsten von Montenero gerettet, und erfuhr nach einer langen tödtlichen Krankheit, der Folge der tödtlichen Erkältung, daß auch mein Herr gerettet sey. Ich vernahm, daß er sich zu Neapel befinde, und von Manfreds Kreaturen unter sehr genauer Aufsicht gehalten würde. Er selbst, Manfred, war zu Fiorentino bey dem kranken Kaiser: Bald darauf erscholl die Nachricht von dem Tode dieses glorwürdigen Fürsten, und mit ihm sank der beste Theil von Henrichs Hofnung in den Staub.

Ich gieng nach Neapel, und fand Mittel zu ihm zu kommen. Er machte mich mit der Art seiner Rettung aus dem Wasser bekannt, und stellte mir, ehe ich mir es versahe, unsern kleinen Prinzen vor, der durch seine zärtliche Sorgfalt, sowohl als er selbst, war erhalten worden. Henrich war auf einem Brete, das er ergriffen hatte, den Strom hinabgetrieben worden; die Gewalt der Wellen schleuderte dicht bey ihm etwas vorbey, das er beym Schimmer des Monds für den Körper Konradins erkannte. Er ließ sein Bret, das einige Mittel seiner Erhaltung, fahren, um wo möglich das geliebte Kind zu retten. Er schwamm nach der Gegend zu, wo sich Konradin mit seinen langen Kleidern in ein hervorstehendes Gesträuch verwikelt hatte; sie waren nicht weit vom Ufer. Heinrich machte den kleinen Prinzen los, und nahm ihn in seine Arme. Das Ufer war zu hoch, und von den Wellen zu sehr ausgewaschen, um erstiegen

zu werden, aber Henrichs Geschrei brachte einige nahe Fischer herbei, die ihn doch nur dann erst ereilten, als er schon wieder von der Gewalt des Wassers zurükgeworfen worden, und eben im Begrif war, mit seinem Geretteten, den er fest umfaßt hielt, zu sinken.

In der Hütte dieser Fischer wurden beide Prinzen wieder zu sich selbst gebracht. Henrich eilte, sobald er völlig hergestellt war, nach Neapel, und ließ den kleinen Konradin, für den er mehr besorgt war, als für sich selbst, bei Nacht nachbringen. Das Gerücht von dem Tode des Kaisers war es, was ihn nach Neapel trieb. Er wußte, daß er in dieser Stadt viel Freunde hatte, und er glaubte daselbst seine Sicherheit am besten zu finden. Sicherheit fand er, aber seine Freiheit war verlohren. Ob seine Freunde gleich alles thaten, ihn für der Macht seiner Feinde zu schüzen, so waren sie doch zu schwach ein mehreres zu thun. Henrich lebte, als ich zu ihm kam, fast wie ein Gefangener in seinem Palaste, und war kaum im Stande, den kleinen Konradin vor den Aufmerkern, die ihn überall umringten, verborgen zu erhalten; eine Sache, die ihm mehr als alles am Herzen lag, weil er wohl wußte, daß man diesem unglüklichen Knaben wegen seiner großen Ansprüche mehr als ihm nach dem Leben stand, und ihn mit leichter Mühe aus seinen Armen gerissen haben würde, wenn man gewußt hätte, daß er noch vorhanden wäre.

Manfred kam bald nach dem Tode des Kaisers nach Neapel; er besuchte den Prinzen Henrich, und affektirte eine grose Zärtlichkeit gegen ihn. Er bedauerte unendlich, daß er genöthigt wäre, ihn so eingeschränkt zu halten; aber da er jezt, bis der rechtmäßige Erbe der Krone erschien, Statthalter des Reichs sey, da Henrich viel Liebe bei dem Volke habe, welche seinem ältern Bruder Konrad nachtheilig werden könne, da er dem künftigen Könige von Sizilien für die Behauptung seiner Rechte, Rede und Antwort geben müsse; so — Ein bedenkliches Achselzuken beschloß Manfreds Rede, und es fehlte nicht viel, daß ihm nicht Henrich verächtlich den Rüken kehrte. Wolte Gott, rief er mit unterdrüktem Unwillen aus, wolte Gott, mein Bruder Konrad hätte sich für allen seinen Brüdern so wenig zu fürchten als vor mir! Ja wohl, antwortete Manfred, der großmüthige Henrich und ich werden ihm wohl wenig Schaden thun, aber wer kann vor böse Gerüchte? Und sind wir Konrads einige Brüder? Lebt nicht auch noch der verrätherische Enzius, und kann nicht manches, was dieser unternehmen möchte, auf unsere Rechnung geschrieben werden?

Ihr wisset, grose Königin, daß Enzius, der tapferste von allen Söhnen des Kaisers, der treuste seiner Diener, schon seit Jahren zu Bononien gefangen saß, und daß Manfred nebst den alten Ezzelin, seine Befreiung unter tausenderlei Vorwand zu verhindern

gewußt hatte. Henrichen war dieses sowohl bekannt als jedem andern, und ihr könnt euch also vorstellen, wie er diese Aeusserung des falschen Fürsten von Tarent aufnahm. — Enzius, antwortete er, ist zu edel, den rechtmäßigen Söhnen des Kaisers, die Vorrechte zu bestreiten, die ihnen ihre Geburt giebt, und wolte Gott, ich könnte ihn heute mit dem Schwert in der Hand an meine Seite wünschen; mein Bruder Konrad sollte bei seiner Ankunft in Sizilien, alle seine Feinde gedemüthigt finden!

Henrichs Worte drangen wie Pfeile in Manfreds Herz. Er hatte einen beleidigenden Nachdruk auf das Wort rechtmäßige Söhne gelegt. Manfred fühlte den Seitenblik auf seine eigene Geburt, und verließ seinen unglüklichen Bruder mit Gift nnd Rache im Herzen.

Bald darauf langte Konrad in Italien an. Gern wäre ihm Henrich entgegen geflogen, ihm als seinem König zu huldigen, bei ihm Schuz zu suchen, und ihm zur Belohnung dessen, was er von ihm bat, seinen todtgeglaubten Sohn in die Arme zu liefern; aber es war ihm unmöglich, aus seiner Gefangenschaft in Neapel zu entkommen. Er sandte geheime Botschaften an seinen königlichen Bruder, aber nie bekam er Antwort auf seine Schreiben. Er hörte, daß Konrad, vor dessen Schwerte sich alles beugte, seinen Zug auf Neapel richtete, um auch diese Stadt, wel-

che noch fast die einige war die sich ihm widersezte, zu bezwingen. Henrich fand Mittel, zu entkommen, und eilte dem Könige entgegen; aber es war, als wenn sich das Schiksal allen seinen Versuchen, zu diesem seinen einigen Schüzer zu kommen, und die bösen Meynungen, die ihm seine Feinde beibrachten, durch seine Gegenwart zu zernichten, widersezte.

Henrichs Widersacher und besonders Ezzelin und der boshafte Fürst von Tarent, hielten den König beständig umlagert; keine Nachrichten kamen zu seinen Ohren, als denen sie den Zugang verstatteten. Henrich war in seinen Augen ein Aufrührer, und die vornehmste Ursache von der Hartnäkigkeit der Neapolitaner, indessen der unschuldige Prinz aus dieser Stadt entflohen war, um seine Zuflucht bei dem zu suchen, der ihn für seinen Feind hielt.

Konrad nahm seinen Weg nach Neapel von einer andern Seite als Henrich vermuthet hatte; wir verfehlten ihn. Eine langwierige Krankheit hielt den unglüklichen Prinzen zu Nocera fest, indessen Konrad durch einen Umweg bei Melfi vorbei gezogen war, und die bekannte langweilige Belagerung von Neapel unternommen hatte. Diese Stadt gieng endlich über, und Konrad gebrauchte sich seines Sieges nicht mit alle der Mäßigung und Klugheit, welche nöthig gewesen wäre, das Herz der stolzen Neapolitaner zu gewinnen.

Er begieng die Schwachheit, dem marmornen Denkmahl der ununterjochten neapolitanischen Freiheit, dem stolzen ungezäumten Roß auf dem großen Markte dieser Stadt, einen Zügel anlegen zu lassen, und dieser Spott grub sich mit unauslöschlichen Zügen in die Herzen des Volks. Man nannte überlaut den Namen Henrich; und wäre dieser Prinz zugegen gewesen, man hätte ihn vielleicht wider seinen Willen zu Konrads Gegner gemacht.

Konrad erfuhr seine Flucht, nnd nahm sie für einen Beweis seiner Schuld an. Henrichs Feinde machten endlich seinen Aufenthalt ausfindig, und er ward eingeladen vor seinem Bruder zu Melfi zu erscheinen. Henrichs Herz hüpfte bei dieser Einladung, er ahndete nichts davon, daß er vor einem wider ihn eingenommenen Richter erscheinen solte, er freute sich, das Angesicht eines Bruders zu sehen, für den er so viel gethan, dem zu gefallen er allen Ansprüchen entsagt hatte, die ihm die Liebe eines abtrünnigen Volks hätte geben können, dem er mit eigner Lebensgefahr seinen liebsten Schaz, seinen einigen Sohn rettete.

Henrich konnte den Tag kaum erwarten, da er mit Konradin zu Melfi anlangen würde, er machte sich die reizendsten Vorstellungen von dem Wiedersehen des Sohns und des Vaters, und von dem Dank, den er einerndten würde; aber der Empfang war so wie ihn euer kleiner Sohn euch beschrieben hat. Nachdem

Konrads erstes entzükendes Erstaunen über seinen todtgeglaubten Sohn vorüber war, und der vor Freude trunkene Henrich nun auch einen gnädigen Blik von seinem Bruder erwartete, so konnte man sich kaum überwinden, ihm mit gemeiner Höflichkeit zu begegnen. Ihn öffentlich als einen Aufrührer zu behandeln, wie Konrad anfangs gewolt hatte, war unmöglich, denn es fiel zu sehr in die Augen, daß der unschuldige Prinz weit davon entfernt war, dieses zu seyn; aber eben so wenig war man auch geneigt, ihm mit der Liebe und Dankbarkeit zu begegnen die er verdiente, Der Fürst von Tarent hatte schon dafür gesorgt, Konrads Herz wider Henrichen einzunehmen; alles was er vorbrachte, die vielfältigen Beweise seiner Treue, Konradins Rettung, und tausend andere Dinge, wurden kaltsinnig als Mährchen angehört, und man entlies ihn endlich auf eine Art, die seiner Erwartung so ganz entgegen war, daß er halb außer sich auf dem ihm angewiesenen Zimmer anlangte, ohne zu wissen, was er von seinem grausamen Bruder denken, was er in Zukunft von ihm erwarten solte.

Ich war der einige Diener, den man dem Prinzen gelassen hatte; er und ich quälten uns den ganzen Tag mit Muthmassungen und Entwürfen für eine Zukunft, welche so ungewiß war, welche man meinem unglüklichen Herrn kaum eine Spanne lang zugemessen hatte. Von fruchtlosem Nachdenken ermüdet, gab er endlich

alles auf, wolte sich ganz dem Schiksal überlassen, und sehnte sich nur nach seinem Konradin, den er gewohnt war, nie aus den Augen zu lassen, und dessen Anblik er schon zu lang entbehrt hatte. Er wußte, daß der König den kleinen Prinzen der Aufsicht des Grafen Berthold von Hochberg übergeben hatte, und er schikte mich zu diesem würdigen Manne, ihn um die Gesellschaft des Kaben zu bitten. Ich fand Graf Bertholden nicht in seinem Palaste, er war bei einer geheimen Berathschlagung gegenwärtig, die man beim König hielt. Man weigerte sich, mir in seiner Abwesenheit den jungen Prinzen zu überlassen, und ich mußte seine Wiederkunft erwarten.

Endlich kam er, und ich merkte aus seinem ängstlichen verstörten Wesen, daß er von außerordentlichen Dingen beunruhigt wurde. Er nahm mich in sein Kabinet. Uberti, sagte er, ich habe euren Herrn sowohl als euch gestern zum erstenmahl gesehen, aber mein Herz spricht für den unglüklichen Henrich, und euch halte ich für redlich. Ich bitte euch, eilet zu eurem Herrn zurük, und verlasset ihn keinen Augenblik; der junge Prinz, dessen Gegenwart er verlangt, soll ihn, wo nicht heute, doch gewiß morgen mit dem frühsten Tage, vielleicht in meiner Gesellschaft besuchen. Ich habe ihm Dinge von Wichtigkeit zu entdeken.

Ich wolte noch einige Fragen thun, aber Hochberg

trieb mich von sich, und hies mich bedenken, daß ich einige Stunden auf ihn hatte warten müssen, und also schon viel zu lange von meinem Herrn entfernt gewesen war. Ach leider, hatte meine Abwesenheit schon zu lang gedauert! Ich fand ihn, den ich gesund verlassen hatte, in äußerster Schwachheit auf dem Bette, ich forderte halb wüthend über diesen Anblik Rechenschaft, was meinem Herrn wiederfahren sei. Diejenigen, welche ihn bei der Mahlzeit bedient hatten, bezeigten sich sehr bestürzt; sie behaupteten, er habe mit Appetit gespeißt, und sei denn unvermuthet in den Zustand verfallen, in welchem ich ihn sähe. Ich ahndete Vergiftung, und foderte medizinische Hülfe. Die Aerzte erschienen, und widersprachen meiner Vermuthung. Unwirksame Arzeneien vermehrten seine Qual. Ich kniete in einem Zustande, der sich besser fühlen als beschreiben läßt, an seinem Bette, und hielt seine erstarrenden Hände. Ich schrie laut über Vergiftung und Meuchelmord; aber die leisen Drüke von Henrichs Hand, und seine bittende Miene legten mir Stillschweigen auf. Er bestrebte sich zu reden, und es gelang ihm endlich, die kaum mir hörbaren Worte vorzubringen: „Verhehle deine „Gedanken, um nicht von mir getrennt zu werden."

Die Schmerzen des unglüklichen Prinzen ließen gegen Morgen nach; er konnte zuweilen einige vernehmliche Worte sprechen. Die Ankunft Konradins

rufte ihn fast völlig ins Leben zurük, er drükte ihn an seine Brust, und sein Weinen lokte ihm die Rede ab, die euer kleiner Sohn euch fast völlig richtig wiederholt hat. Armes Kind, rief Henrich, dein Schiksal wird das meinige seyn, man wird den nicht leben lassen, den ich so sehr liebte! — Bald nach diesen Worten sank er empfindungslos auf sein Lager zurük, und der kleine Konradin verdoppelte sein Schreyen und Weinen dermassen, daß Graf Hochberg, welcher ihn begleitet hatte, es für gut hielt, ihn hinwegführen zu lassen. Er ließ seinen Leibarzt rufen; es wurden noch einige Versuche zu Henrichs Rettung gemacht, aber sie kamen zu spät, mein unglüklicher Herr verschied unter unsern Händen.

Dieses war es, sagte Graf Berthold, wofür ich euch gestern warnte. O Gott, räche diese Mordthat an dem, der sie veranlaßte! Fodert ihr Gottes Rache über euren eigenen Herrn herab? erwiederte ich. Graf Berthold zukte die Achseln. Der König hat böse Rathgeber, sagte er, wäre der Fürst von Tarent nicht, gäbe es keinen Ezzelin de Romano, wir würden vielleicht keine solchen Auftritte erfahren.

Graf Berthold von Hochberg nahm mich, nachdem ich meinen unglüklichen Herrn zur Erde bestattet hatte, unter sein Gefolg auf, und ich hatte das Glük, dem jungen Konradin als Unterhofmeister vorgesezt zu werden.

den. Der König war nach Henrichs Tode beständig schwermüthig, er ließ fast niemand vor sich, selbst seinen Sohn, dessen Wiedererlangung ihm so viel Freude machte, wolte er nicht sehen. Vielleicht, daß sich des ermordeten Henrichs Bild zu dicht an die Vorstellung des von ihm geretteten Konradin schmiegte; vielleicht daß Konrad fürchtete, beim Anblik seines Sohns, die Foltern des Gewissens zu heftig zu fühlen.

Alle Welt schrie laut über Konrad, und nannte ihn Henrichs Mörder. Der römische Hof, der gern jede Gelegenheit nuzte, dem Hohenstaufischen Hause einen Schandfleken anzuhängen, foderte Rechenschaft; Konrad entschuldigte sich, die Sache wurde mit vieler Wahrscheinlichkeit auf den Fürsten von Tarent gewälzt, und der gänzliche Bruch zwischen ihm und dem Könige erfolgte; ein Bruch, der vermuthlich die Losung zum Tode des Königs war. Konrad war von dieser Zeit an immer kränklich. Er fühlte sein herannahendes Ende, er sorgte für sein Reich, für seine Gemahlin und für Konradin, ohne alles das Gute ausführen zu können, was er im Sinne hatte.

Auf Graf Bertholds Veranlassung fertigte er eine förmliche Urkunde aus, daß er den todgeglaubten Konradin, welchen ihm sein Bruder Henrich lebendig wiedergeschenkt habe, für seinen ältesten und wahren Sohn

und den Erben aller seiner Kronen erkenne, und nicht allein seine Freunde, welche ihr Zeugniß dem seinigen beifügten, sondern alle Wohlgesinnte der ganzen Christenheit auffordere, sich nach seinem Tode dieses jungen Königs von Sizilien, Neapolis und Jerusalem anzunehmen, und alle Kräfte anzuwenden, daß ihm auch der römische Thron, den seine Vorfahren besessen hätten, nicht entgehen möchte. Konrads eigne Hand, und die Unterschrift des Grafen von Hochberg und des alten Ezzelin de Romano nebst der meinigen, drükten diesem Zeugniß das Siegel der untrüglichen Gewißheit auf; auch der Fürst von Tarent konnte sich nicht entbrechen, eine Urkunde öffentlich zu unterschreiben, von deren Richtigkeit er völlig überzeugt war.

Auf diese Art waren Konradins Ansprüche äußerlich gesichert, aber wer konnte ihn für heimlicher Gewalt schüzen? Die Kränklichkeit des Königs nahm täglich zu, sein Tod, der vermuthlich durch eine vergiftete Arzenei befördert wurde, erfolgte, ehe er noch Zeit hatte, einige Verfügungen zum besten seiner zurükbleibenden Königin, völlig zur Richtigkeit zu bringen. Er ernannte in seinen lezten Stunden Graf Hochbergen zum Statthalter des Reichs, und befahl, daß ich mich, sobald als sich einige Gefahr zeigte, heimlich mit dem jungen Prinzen nach Deutschland aufmachen, und ihn den Händen seiner Mutter überliefern solte.

Sie sei ihm treuer, als mir die meinige, sagte er. Ich war ein gehorsamer Sohn der Kirche, und diese allgemeine Mutter verstößt mich, und giebt mich meinen Feinden Preiß! Zum Unglük bin ich gebohren, und Unglük lasse ich den Meinigen als Erbschaft zurük.

Graf Hochberg hielt nicht für gut, das Aeusserste abzuwarten, und der Tod des Königs war nicht so bald durchgängig bekannt, als ich und Konradin uns verlohren, und heimlich die große Reiße antraten, die wir nun zwar geendigt, aber doch bei weitem noch nicht alles überstanden haben, was uns drohet.

Eilfter Abschnitt.

Tebaldo schloß hier seine Erzählung, und ich habe mich bereits zu lange bei dem nächtlichen Besuch, den er der Königin machte, aufgehalten, als daß ich dir, lieber Leser, noch umständlich mittheilen sollte, auf was für Art Elisabeth ihre Empfindungen über das, was sie gehört hatte, an den Tag legte. Die unglükliche Elisabeth! Thränen flossen ihrem verlohrnen Gemahl, Thränen dem unschuldigermordeten Henrich, und Thränen dem künftigen Schiksal des verlassenen

Kindes, das nun wieder in ihren Armen war, und dem seine großen Ansprüche bei der geringen Macht sie zu behaupten, eher zum Untergang als zum Glük gereichen konnten.

Die Königin fühlte die Gewißheit hievon in diesem Augenblike mit solcher Stärke, die Zukunft schwebte so dunkel und fürchterlich vor ihren Augen, daß Uberti alle seine Beredsamkeit nöthig hatte, ihr Gemüth zu dem Grad von Ruhe zu bringen, welcher nöthig war, um für den gegenwärtigen Augenblik einen guten Entschluß zu fassen. Elisabeth hielt es für nöthig, um ihren Gesellschafter in den Stand zu sezen, ihr bei diesem wichtigen Entschluß guten Rath zu geben, ihm alles zu sagen, was ihr seit der Trennung von ihrem Gemahl begegnet war. Die Geburt ihres zweiten Sohns war ihm so wie der ganzen Welt bekannt, aber sein Tod war ihm verborgen. Die Art desselben, die schreklichen Vermuthungen die man haben mußte, und die Rolle, welche die Herzogin von Brabant bey allen diesen Dingen gespielt hatte, alles ward ihm jezt entdekt; Elisabeth verschwieg ihm nichts, auch sogar dieses hielt sie für gut ihm zu entdeken, wie die böhmische Prinzeßin des vorigen Tages hinter Konradins Anwesenheit gekommen sei.

Wie? rief Tebaldo, die böhmische Gertraud, diese bekannte Pfaffenfreundin weis etwas um unser Geheimniß? Wir haben Spuren, daß der Bischof von

Bamberg uns nachstellt, haben Muthmassungen, daß der jüngere Bruder unsers Konradins ein Raub heimlicher Bosheit ward, und wir wollen dieses theure Kind noch einen Augenblik länger an einem Orte aufhalten, wo ihm die Gegenwart seiner Mutter so wenig Schuz gewähren kann? — Wir müssen fliehen, theure Gebieterin, müssen eilig fliehen. Sehet, der Mond ist schon untergangen, und der anbrechende Tag droht uns zu verrathen. Eilig, eilig muß ein Entschluß gefaßt werden, wo wir mit unserm kostbaren Schaze bleiben wollen.

Die bestürzte Königin fühlte die Wahrheit in Tebaldos Worten; sie überwand die Stimme ihres Herzens, das sich so ungern von demjenigen trennte, der ihr einiges Gut auf der Welt war. Sie dachte blos auf seine Sicherheit. Ihre Gedanken schwebten von einem Orte zum andern, wo sie glaubte, ihren Konradin am besten aufbewahren zu können. Sie hatte zu wenig Freunde, um lange zweifelhaft zu seyn, sie sezte sich und schrieb folgendes.

An Sophien, Herzogin von Brabant.

„Theure Herzogin. Nennet mich nicht mehr un„dankbar gegen diejenige, welche mir so viel Proben „einer uneigennüzigen Freundschaft gab. Ich stehe „jezt im Begriff, euch einen Beweis zu geben, daß „ich den vollen Umfang eurer Großmuth fühle und

„zu schäzen weis. Sehet, ich bin jezt ganz arm. „Meinen Gemahl habe ich verlohren, meine Hoheit „ist dahin, ich habe nur noch einen einigen Schaz „und diesen vertraue ich euch. Daß ich vor dem un„glüklichen Knaben, den eure Augen sterben sahen, „meinem Gemahl schon einen Sohn gebohren hatte, „wisset ihr noch nicht; erfahret es jezt aus meinem „Munde. Ich hielt ihn für todt, er ward mir wieder „geschenkt, und ich übergebe ihn euren Händen; ich bin „zu schwach, bin zu sehr mit Feinden umringt, als daß „ich ihn mit solchem Nachdruk schüzen könnte, wie „ihr."

„Die Welt glaubt ohnedem daß ihr die Schüzerin „eines Sohns des großen Konrads seid; jezt zeigt sich „die Gelegenheit für euch, das wirklich zu werden, „was ihr zu meinem Besten vorgabt. Es gilt gleich„viel welcher von Konradins Söhnen eures Schuzes „genießt, derjenige, welchen die Welt in euren Hän„den glaubt, oder der welcher es nun wirklich ist; „gönnt ihm nur diesen Schuz, um welchen ich für „ihn bitte, und helfet ihm einst zu Erlangung der „Rechte, welche ich ihm zu versichern zu unvermögend „bin."

Elisabeth.

Nehmet diesen Brief, sagte die Königin, indem sie Tebaldo das Blatt überreichte, und bringet ihn der

Herzogin von Brabant; führet ihr meinen Sohn zu, und sagt ihr, daß es mein ganzer Reichthum ist den ich ihren Händen anvertraue. Ich habe nichts als dieses arme kleine Kind, und ich muß sterben, wenn ihm ein Unglük widerfährt. — Sie wollte weiter reden, aber Thränen hemmten ihre Stimme, sie eilte in ihr Kabinet, und kehrte mit dem schlafenden Konradin zurük. Er erwachte bei ihren Liebkosungen, man kündigte ihm an, daß er seine Mutter verlassen müßte, und er war schneller Veränderungen zu gewohnt, war noch zu sehr ein Kind, um etwas bedenkliches bei dieser plözlichen Trennung zu finden, oder dieselbe zu schmerzlich zu fühlen. Elisabeth war nicht so gefaßt — doch man erspahre mir die Beschreibung ihrer Gefühle. Sie gab ihrem Sohn den lezten Kuß, Tebaldo hüllte ihn in einen Mantel, und folgte nebst ihm der vertrauten Nonne, die sie mit einer dunkeln Leuchte und leisem Schritt durch die gewölbten Kreuzgänge bis zur Klosterpforte führte. Elisabeth schlich in einer kleinen Entfernung leise nach, um den Schatten ihres Konradins so lang als möglich mit den Augen zu verfolgen. Sie wurden ausgelassen, die Pförterin zog das Thor behutsam hinter ihnen zu, und die Königin kehrte weinend in ihr Zimmer zurük.

Gertraud fand sie noch in Thränen, als sie am Morgen kam sie zu besuchen. Elisabeth gestand ihr die Entfernung ihres Sohns. Die böhmische Prin-

zessin misbilligte diesen Schritt, und meynte, warum man auswärts Schuz suchen wolte, da man ihn in der Nähe haben könne? Ist nicht der fromme Bischof Otto ein alter Freund eures Hauses? sagte sie, und sind nicht die Herzoge von Bayern eure Brüder?

Die Königin schwieg, und freute sich, daß sie ihrer Freundin den Ort, wohin sie ihren Sohn schikte, noch nicht entdekt hatte. Der Name des Bischofs jagte ihr eiskalten Schauer ein, und der Name ihres Bruders that auch eine unangenehme Wirkung auf sie. Die Herzoge von Baiern hatten ihr bei den wenigen Forderungen die ihr gutes Herz machte, nie die geringste Ursach zu Mißtrauen und Zurükhaltung gegeben, sie fand, daß sie verbunden sey, ihnen von ihren Angelegenheiten Rechenschaft abzulegen; fühlte, daß ihr Sohn dereinst die Hülfe seiner Vettern nöthig haben würde, und daß es die Nothwendigkeit erfordere, sie zeitig in seinen Vortheil zu ziehen. Nichts konnte sie wegen ihrer bisherigen Verschwiegenheit entschuldigen, als die seltenen Besuche Herzog Ludwigs, und der schnelle Gang den der lezte wichtige Theil ihrer Geschichte genommen hatte.

Ihr Entschluß war fest gefaßt, Herzog Ludwig solte bei seinem nächsten Besuche alles erfahren, und die böhmische Prinzeßin solte, um sie nicht zu erzürnen, mit halber Vertraulichkeit abgespeißt werden.

Elisabeth hatte diesen Tag nicht mehr nöthig, sich

eingezogen zu halten; sie gieng in die Kirche, um Gott ihre geheimen Sorgen zu empfehlen, und fand bei ihrer Rükkunft in ihrem Zimmer einen Besuch, den sie bisher noch nicht gehabt hatte. Bischof Otto hatte sich in ihrer Abwesenheit eingefunden, und sie konnte den Endzwek seiner Erscheinung völlig errathen. Seine Fragen, seine Blike zeigten von einer Neugier, die er fast nicht unter die Regeln des Wohlstandes einzwingen konnte. Es fiel in die Augen, daß er einige Muthmassungen von dem haben müsse, was ihr in den lezten Tagen begegnet war. Es war ihr unbegreiflich, wo der heilige Mann sogleich auf die Spuren der verborgensten Dinge kommen könne, denn seine genaue Verbindung mit dem allsehenden römischen Hofe war ihr unbekannt. Sie spottete seiner geschraubten Fragen mit Antworten voller kunstlosen Einfalt, und seiner spähenden Augen durch die Gefälligkeit, mit welcher sie ihnen den Zugang in die verborgensten Winkel ihrer Wohnung verstattete. Sie fand sogar einen Vorwand, ihn in ihr Kabinet zu führen, und der fromme Herr zog voll Erstaunen ab, ohne zu wissen, was er denken sollte, auch hier alles leer zu finden.

Herzog Ludwig ließ etliche Wochen hingehen, ehe er seine Schwester besuchte, und er erfuhr also sehr spät, was sich Elisabeth vorgenommen hatte ihm zu entdeken. Sie hatte gehoft, in der Geschichte die sie ihm erzählte, allezeit so gehandelt zu haben, daß sie seines

Beifals gewiß seyn könne, aber wie sehr irrte sie! Als der Herzog sein Erstaunen über so viel fremde Dinge, die ihm bisher verborgen gewesen waren, überwunden hatte, so fand er so viel Tadelhaftes in jedem Theil des Verhaltens seiner Schwester, daß diese gute Dame fast nicht mehr wußte, wie sie alle seine Verweise beantworten solte.

Am schärfsten wurde der Entschluß gerügt, den jungen Konradin in den Schuz der Herzogin von Brabant zu geben. Was soll uns die stolze brabantische Sophie bei unsern Angelegenheiten? schrie der entrüstete Herzog. Habt ihr keinen Bruder, zu dem ihr eure Zuflucht nehmen könnt? Ist Baiern nicht mächtig genug einen Knaben zu schüzen? Kommt mir, Konradins nächstem Anverwandten, nicht das Recht der Vormundschaft über ihn zu? Und soll ich das Vergnügen, Sizilien und vielleicht dem höchsten Throne der Welt einen Besizer erzogen zu haben, andern überlassen?

Die lezten Worte Ludwigs lauteten viel zu schmeichelhaft, als daß sie nicht Elisabeths ganzes Herz solten eingenommen haben. Sie dankte ihrem Bruder für die gütigen Gesinnungen die er äußerte aus vollem Herzen, und es kostete ihm wenig Mühe, ihr den Entschluß abzubringen, den jungen Prinzen von der Herzogin von Brabant wieder zurükzufordern, und ihn seinen Händen zu übergeben.

Ludwigs Ehre hieng seinen Gedanken nach zu sehr davon ab, daß sein Neffe in keinen andern Händen als den seinigen wäre, und die Gesandschaft nach Brabant war abgefertigt, ehe die Königin noch recht mit sich einig geworden war, ob sie wohl gethan habe, durch Zurükberufung ihres Sohns, ihre alte Freundin zu beleidigen.

Der Schritt war gethan und ließ sich nicht wieder zurük nehmen. Ludwig verließ in der Zeit bis zu Wiederkunft der Gesandten seine Schwester wenig. Tausend Berathschlagungen wurden gehalten, davon die meisten die Frage zum Gegenstand hatten, ob man Konrads Erben öffentlich unter den Augen der ganzen Welt, oder heimlich wolle erziehen lassen. Die sorgsame Elisabeth stimmte auf das lezte, und der Herzog von Bayern willigte ein, ihn auf irgend ein abgelegenes Schloß in Bayern zu schiken. Wir werden, sagte er, hievon auch noch diesen Vortheil haben, uns über den verdrüßlichen Punkt in eurer Geschichte nicht erklären zu dürfen, welcher die überkluge Herzogin von Brabant zur Urheberin hat; ich meyne den verheimlichten Tod eures zweiten Sohns, und das falsche Gerücht, daß sie denselben mit sich nach Brabant genommen habe. Konradin wird bis zu einem gewissen Alter in der Einsamkeit erzogen, er kommt dann zum Vorschein, und jedermann begnügt sich, daß er Konrads Sohn ist, ohne sich weiter darum zu bekümmern,

wenn oder wo er gebohren ward, und so bleibt ein Umstand auf ewig verschwiegen, welcher, er sei so unschuldig als er wolle, doch eurer Redlichkeit vor der Welt einen Fleken anhängen könnte. Elisabeth fand alles gut was ihr Bruder sagte, und sehnte sich nach dem Augenblike des Wiedersehens, welchen sie sich bei der Trennung nicht so nahe vorgestellt hatte.

Endlich erschien er; sie hielt ihren Sohn wieder in ihren Armen, und vergaß über der Freude ihn wieder zu besizen, Ubertis sichtliches Mißvergnügen über diese Zurükforderung, und den Unwillen der Herzogin von Brabant, welcher so deutlich in dem Briefe, den sie von ihr erhielt, ausgedrükt war.

„Ihr laßt mir, so schrieb die Herzogin, kaum so „viel Zeit zu untersuchen, ob der Knabe, den ihr meinem „Schuze empfehlet, wirklich der sei, vor den man „ihn ausgiebt, so plözlich fordert ihr ihn wieder von „mir zurük. Es sei!“

„Ist dieser sogenannte Konradin der wahre Erbe „der sizilianischen Krone, so wird ein so großer Fürst „die Hülfe einer kleinen Herzogin wohl entbehren kön„nen, und sollte er es nicht seyn, so denkt Sophie von „Brabant zu edel, unerwiesene Ansprüche vertheidigen „zu helfen. Freilich muß es mich befremden, so auf „einmal einen ältern Sohn Konrads erscheinen zu se„hen, von welchem man mir nie etwas vertraute. „Doch ich hatte nie das Glük euer Zutrauen zu genies-

„sen; ihr bewahrtet dasselbe für die böhmische Ger-
„traud auf, welche sich vermuthlich nunmehr dieses
„Konradins annehmen, und da es ihr an Macht fehlt
„ihn auf den Thron zu heben, ihn zum Kloster erzie-
„hen wird. — Seid mit eurem Sohn der Obhut Got-
„tes empfohlen von Sophien, Herzogin von Bra-
„bant.“

Ich sagte, die Königin habe bei der Freude, ihren Sohn so bald wieder in ihren Armen zu sehen, das Bittre in diesem Briefe nicht gefühlt, aber Uberti öfnete ihr über denselben die Augen. Man hat schon mehr gemerkt, wie frei dieser edle Mann zu sprechen pflegte, und man hat sich also nicht zu wundern, daß er auch jezt es wagte, Konradins Mutter ungescheut zu bekennen, daß er mit Zurükberufung ihres Sohns äußerst unzufrieden sey. Wir hätten ruhiger bei Sophien leben können, sagte er, als bei dem Herzoge von Baiern, welcher dem Eigennuze alles, auch die Ansprüche seines Neffen, aufzuopfern im Stande ist. Die Herzogin zeigte so gute Gesinnungen, und wenn ich auch annehme, daß der Stolz, die Schüzerin von Konradins Rechten genannt zu werden, den meisten Antheil an ihrer bereitwilligen Aufnahme eures Sohns hätte, so würde doch eben dieser Stolz der stärkste Antrieb für sie gewesen seyn, uns aus allen Kräften zu dienen. Ihre Macht und ihr Einfluß ist nicht klein, auch lebt man an ihrem Hofe auf einen Fuß, welcher

Konradins Bildung sehr vortheilhaft gewesen seyn würde; sie hätte ihn mit ihrem Sohn, dem jungen Henrich erziehen lassen, er hätte frühzeitig die Welt kennen gelernt, anstatt daß man uns nun hier, wie ich höre, auf ein einsames Schloß sperren, daß man sogar der Welt verschweigen will, was es eigentlich für eine Beschaffenheit mit dem jungen Prinzen hat. — Aus Furcht, wegen des verheimlichten Todes des verstorbenen Prinzen, üble Nachrede erdulden zu müssen, will man lieber die Geburt des noch lebenden zweifelhaft machen, und durch Erdichtungen entstellen. Ich kann diese krummen Wege nicht billigen, und ich entseze mich, wenn ich zu allen diesen verdrüßlichen Dingen noch den Unwillen der Herzogin von Brabant hinzuseze, den wir so sehr auf uns geladen haben. Sie wollte nichts von mir anhören, sie entließ uns mit der verächtlichsten Art, und äußerte die Zweifel wegen Konradins Geburt, die ihr in ihrem Briefe findet, auf so eine beleidigende Art, daß ich nichts gutes für uns ahnde, wenn man nicht eilig darauf bedacht ist, sie zu zernichten. Konradins Vortheil erfodert es jezt, nicht heimlich vor der Welt zu leben; man muß es zeitig wissen wer er ist, und will der Herzog von Baiern ihn beschüzen, so thue er es öffentlich, wie die Herzogin von Brabant gethan haben würde.

Was die Königin bei Tebaldos Aeußerungen dachte, ist unbekannt; aber er bekam bald einen mächtigen

Gefährten in der Vertheidigung seiner Meinung, an dem Grafen Berthold von Hochberg, welcher unvermuthet aus Italien anlangte.

Wir haben gehört, daß der sterbende König Konrad diesem redlichen Manne die Statthalterschaft von Sizilien auftrug, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß er sich seines Auftrags mit alle dem Eifer annahm, der seinem festen Charakter eigen war. Aber so standhaft Graf Berthold auch in Ausübung seiner Pflichten war, so war er doch weise genug einzusehen, daß es besser sei, der überlegenen Macht zu weichen, als die entschiedensten Rechte unglüklich zu vertheidigen. Der Pabst, der sich gar zu gern in die sizilianischen Angelegenheiten mischte, weigerte sich, Graf Bertholden als Statthalter dieses Reichs zu dulden, er drohte dem jungen Konradin den gänzlichen Verlust seiner Rechte, wenn der Graf von Hochberg darauf bestünde, der Verfechter derselben in Sizilien zu bleiben, und schwur hingegen, daß niemand dieselben schmälern solle, wenn das Königreich einen Statthalter bekäme, wie er ihn wählen würde. Ob Graf Berthold sich für diesen Drohungen fürchtete, ob er diesen Versprechungen traute, ist ungewiß, aber er war zu schwach, sich dem heiligen Vater zu widersezen. Er that was er vermochte, um dem unmündigen Konradin nichts zu vergeben, er sah mit

Kummer, daß Manfred in die Stelle eingesezt wurde, aus der man ihn vertrieb; er traute den schmeichlerischen Versprechungen dieses falschen Fürsten wenig, und eilte nach Deutschland, um sich der Person des jungen Prinzen anzunehmen, dessen Erbreiche er in so verdächtigen Händen hatte lassen müssen.

Er langte bei der Königin an; Konradins Angelegenheiten wurden überlegt, und Graf Hochberg war so vollkommen eines Sinnes mit dem edeln Tebaldo, daß die nachgebende Elisabeth sich zu allem würde haben bereden lassen, was man zum Besten ihres Sohns für nöthig hielt, wenn der Herzog von Baiern nicht auch eine Stimme bei der Berathschlagung gehabt hätte. Wenn man von mir verlangt, sagte dieser stolze Fürst, daß ich meinen Neffen schüzen soll, so muß man mir vergönnen, daß ich es auf meine Art und nach meinem Gefallen thue. Ich bin überzeugt, daß ihm in den nächsten fünf oder sechs Jahren nichts vortheilhafter seyn wird, als Stille und Dunkelheit. Die ganze Welt weis, daß ein Konradin, der Erbe seines Vaters, lebt, wo er lebt, ist unnöthig bekannt zu machen; genug er lebt unter meinem Schuze, und ich werde zeitig genug ihn seinen Feinden entgegen zustellen wissen. Ich bin es, den die Natur als seinen nächsten Verwandten zu seinem Vormund bestimmt; ich bin es, der dadurch, daß ich mich seiner annehme,

den

den Haß seiner Feinde auf sich zieht, und ich will also schlechterdings freie Hand haben hierinn zu handeln wie mir es gut dünkt.

Graf Hochberg redete heftig wider den Herzog von Baiern. Er wollte sich das Recht, Konradins Vormund zu seyn, nicht nehmen lassen, da es ihm vom König Konrad zugetheilt worden war; aber Herzog Ludwig antwortete höhnisch: Graf Hochberg habe die Statthalterschaft von Sizilien, die ihm Konradins Vater ebenfalls anvertraute, so leicht einem andern überlassen, daß er gegen ihn, in Ansehung der Vormundschaft über Konradin, gewiß die nehmliche Gefälligkeit beobachten würde.

Dies war ein zu feindseliger Ausfall auf Hochbergs Ehre, als daß er ihn hätte verschmerzen sollen. Er vertheidigte sein Verhalten in Sizilien mit aller der Stärke, die derjenige hat, auf dessen Seite die Gerechtigkeit ist, und als Herzog Ludwig kalt und unüberzeugt blieb, so verließ der beleidigte Berthold die Versammlung mit dem Gelübde, nie sich wieder ungefodert in Konradins Händel zu mischen, welche er von nun an für verlohren hielt. — Elisabeths Bitten hinderten ihn, das was er sagen wolte ganz auszusprechen; sie folgte ihm aus dem Zimmer, sie suchte ihn zu besänftigen, und nöthigte ihm endlich das Versprechen ab, ihr und ihrem Sohne nie den Rath eines

Freundes zu versagen, wenn man denselben bei ihm suchen würde; aber nichts konnte ihn bewegen zu bleiben, und sich wieder mit Herzog Ludwigen auszusöhnen. Er entfernte sich halb außer sich vor Wuth, und die in das Zimmer zurükkehrende Königin, erhielt tausend Verweise von ihrem Bruder, daß sie sich an Hochbergs Entfernung gekehrt, oder sich vielleicht gar zu Bitten gegen ihn herab gelassen habe.

Das einige Mittel, ihren Frieden beim Herzoge von Baiern wieder zu machen, war, daß sie sich geduldig in alles ergab, was er mit ihrem Sohn seinem nunmehrigen Mündel vornahm. Auch den edeln Tebaldo bewegte die Furcht, von Konradin getrennt zu werden, zum Nachgeben, und der junge Prinz ward gleich des andern Tages aus den Armen seiner Mutter gerissen, und nebst Tebaldo von seinem Oheim nach den einsamen Schloß Mittenwald an den Gränzen von Tyrol gebracht.

Man würde dem Herzog von Baiern unrecht thun, wenn man ihn bei Konradins Entfernung böser Absichten beschuldigen wolte. Nein, sein ernstlicher Wille war, seinem Neffen einst zu den Kronen zu verhelfen, die ihm zukamen. Es war ja sein eigner Vortheil, einmahl der Oheim eines römischen Kaisers und eines Königs von Neapolis, Sizilien und Jerusalem zu seyn. Aber er hielt den Weg den er erwählte, diesen Endzwek zu erreichen, für den besten, und war

zu eigenwillig, einer andern Meynung vor der seinigen den Vorzug zu geben. Auch wollen einige behaupten, er habe darum seinen Neffen lieber in der Einsamkeit als in der Welt erziehen lassen, weil er zu zaghaft war, ihn öffentlich wider seine Feinde zu schüzen, und zu geizig ihm einen Hof zu halten, wie er seinem Stande und seinen Erwartungen gemäß war, er wolte ihn also lieber in der Dunkelheit leben lassen, bis er die Jahre erreicht haben würde, da er zu Behauptung seiner Rechte nicht mehr verborgen seyn konnte.

Zwölfter Abschnitt.

Herzog Ludwig hatte seinem Neffen in Gedanken fünf Jahr bestimmt, ehe er ihm erlauben wolte, in der Welt zu erscheinen, und er war gewohnt, so fest auf seinen Entschlüssen zu bleiben, wenn ihnen nicht der Eigennuz etwa in den Weg trat, daß Konradin ehe aus dem Fegefeuer, als aus dem alten Schlosse an den tyrolischen Gränzen, vor der festgesezten Zeit, hätte Erlösung hoffen können.

Indessen dieser Erbe so grosser Reiche in unrühmlicher Einsamkeit lebte, und kaum den Umfang aller seiner Ansprüche kannte, theilten sich seine Feinde in

sein Erbtheil. Sizilien und Neapel beherrschte Manfred in tiefem Frieden; er hatte sich den Päbsten furchtbar gemacht, und sie wagten nicht mehr, so wie sie anfangs thaten, ihn zu beunruhigen. Er nannte sich König von Neapolis und Sizilien, und gab bei denenjenigen, die von Konradins Leben wußten vor, daß er diesen Titel im Namen des jungen Prinzen führe, und gegen die, welche anfiengen zu glauben, daß Konrads Sohn nicht mehr vorhanden sei, weil man sogar nichts von ihm hörte, nannte er sich den rechtmäßigen Erben seiner Brüder, weil jedermann wußte, daß ihn Kaiser Friedrich zum Nachfolger des Reichs ernannt hatte, im Fall er seine rechtmäßigen Söhne überleben solte.

Auch die deutsche Königskrone, die Elisabeth so gern für ein Familiengut des hohenstaufischen Hauses angesehen hätte, fand ihren Eigenthümer. Der Pabst hatte sie nach dem Tode Wilhelms von Holland lange schon hier und da ausgebothen, aber niemand wolte sich gern dazu bequemen, ein Sclave der Päbste, und ein Herr der unruhigen deutschen Fürsten zu werden; jedermann hätte gern dieses Glük dem jungen Konradin gegönnt, aber niemand wolte ihn aus der Dunkelheit hervorziehen und ihn unterstüzen. Sein eigner Oheim der Herzog von Bayern wandte sich von ihm ab. Er nannte es lächerlich, daß es der Königin einfallen konnte, ein Kind zum römischen König erwählt zu sehen; er trennte sich nach einem sehr

heftigen Gespräch über diesen Gegenstand in halben Unwillen von ihr. Er gab vor, er reise auf ein Turnier, welches Graf Meinhard von Tyrol ausgeschrieben hatte; aber Elisabeth erfuhr nur gar zu bald, daß er mit dem Erzbischof von Köln nach Frankfurt gegangen war, um der römischen Königswahl beizuwohnen. Er kam wieder mit Geld und Gut und einem größern reißigen Zeuge, als er ausgezogen war, denn er hatte seine Stimme dem Bruder des Königs von England, Richard von Kornwallis für achtzehen tausend englische Pfund verkauft; dieser, welcher die Beschwerden der Krone die er sich erkaufte, nicht kannte, führte nun den Namen eines römischen Königs, und alle Welt sagte, der reiche englische Richard besitze mehr Talente zu dieser Würde, als der arme Konradin je erlangen würde.

Elisabeth zerfiel fast gänzlich mit ihrem Bruder über dieses Verfahren, und nur die Nothwendigkeit ihn zum Freunde zu haben, konnte sie wieder mit ihm aussöhnen. Sie besuchte ihren Sohn einigemahl auf dem einsamen Schlosse, wo ihn sein karger Oheim erziehen ließ, und die Parallele, welche sie zwischen seinem dunkeln Zustande, und dem Glanz in welchem seine Nebenbuhler lebten, zog, war so kränkend für sie, daß sie beschloß alles zu thun, diesem geliebten Kinde ein besseres Schiksal zu verschaffen.

Konradin wuchs heran, es waren schon einige Jahre

vergangen, seit er sich zu Mittenwald aufhielt; er war über sein Alter erwachsen und verständig. Der edle Tebaldo war ganz der Mann einen Fürsten zu bilden; er nährte die Seele des jungen Prinzen mit Grundsätzen, die ihn zu einem Helden machen mußten, und härtete seinen Körper durch Arbeit und Beschwerlichkeit ab, damit dieser dereinst den Unternehmungen seiner großen Seele keine Hindernisse in den Weg legen möchte.

Elisabeths Sohn wußte in seinem achten Jahre nichts von der Wollust eines weichen Lagers oder zarter wohlschmekender Speisen. Uberti hatte ihn von allem Genuß des Luxus jener Zeiten entwöhnt, und die Sparsamkeit des Herzogs von Baiern, war ihm darin treulich zu Hülfe gekommen. Konradin folgte seinem Lehrer auf die Jagd; er wußte sich hinter ihm auf den wildesten Rossen fest zu halten, seine kleinen Arme vermochten schon einen Bogen zu spannen, den jezt mancher Erwachsene ungespannt lassen würde. Er war so leicht und flüchtig, daß er das kleine Wild im Lauf ereilen und mit der Hand ergreifen konnte. Uebungen von dieser Art stärkten seinen Körper, verwandelten das zarte Weiß und Roth seiner Wangen in eine gesunde bräunliche Farbe, und gaben seinen schwarzen Augen ein Feuer, dessen Glanz man kaum ertragen konnte. Nach einem Tage unter den Beschwerlichkeiten zugebracht, die ihm Tebaldo recht mit Willen

auflegte, verschmähte er am Abend nicht ein Mahl, das aus schwarzem Brod und dem Trunk aus der Quelle bestand, verschmähte er nicht an Tebaldos Seite das harte Lager auf dem kalten feuchten Boden, und war dabei so glüklich, als er schwerlich gewesen seyn würde, wenn er in allen Wollüsten der Lande, welche er einst beherrschen solte, auferzogen worden wäre.

So wohl sich Konradin bei dieser Lebensart befand, so empfindlich war sie der zärtlichen Elisabeth. Ihren Liebling täglich Gefahren und Mühseligkeiten ausgesezt zu sehen, das war mehr als sie ertragen konnte; sie zürnte mit Tebaldo der ihn so wenig schonte, zürnte mit dem Herzog von Bayern, der sich gar nicht um ihn bekümmerte, und froh war, daß er sich so wohl in die Einsamkeit schikte, die er für ihn gewählt hatte.

Elisabeth war jung und schön, sie war von hohem Stande, sie lebte nach der Weise der Frauen jener Zeit fromm und eingezogen; Talente genug die Augen des größten Fürsten auf sich zu ziehen, wenn nicht das Glük so stiefmütterlich gegen sie gehandelt hätte, ihr weder Reichthümer noch geltende Ansprüche zu schenken, die ihre Hand zu einer wünschenswerthen Sache hätten machen können.

Elisabeth fühlte, wenn sie sich in Planen für das Glük ihres Sohns verlohr, daß eine vortheilhafte Vermählung für sie das einige Mittel sei, den unglüklichen Konradin aus seiner Dunkelheit zu ziehen. Sie

hatte ihrem verstorbenen Gemahl ewige Treue geschworen, nach ihm, war kein Mann mehr auf der Welt, den sie hätte lieben können; aber oft, wir leugnen es nicht, wünschte sie, daß sie die Augen irgend eines mächtigen Prinzen auf sich ziehen möchte. Sie würde sich nicht geweigert haben demjenigen ihre Hand zu geben, der bereitwillig gewesen wäre, ihr zu versprechen, der Vater des verlassenen Konradin zu seyn.

Sie erröthete oft für diesen Wünschen, sie hielt sie für Treubrüchigkeit an ihren erhabenen Gemahl, und nur das Bewußtseyn ihrer Absichten konnte sie mit denselben aussöhnen. Sie blieben unerfüllt. Man kannte Konrads schöne Wittwe, man rühmte, man bewunderte sie, aber man war so freigebig nicht mit Kronen, daß man eine derselben einer verlassenen Fürstin aufgesezt haben solte, die nichts besaß als hohe Abkunft, Schönheit und Tugend.

Die sehr bejahrte, weder schöne noch anmuthige Margarethe von Oestreich, welche eher an das Grab als an die Krone dachte, ward fast gezwungen, Königin von Böhmen zu werden, weil sie ihrem Gemahl ihre Ansprüche auf Oesterreich zubrachte; für die junge reizende Elisabeth fand sich keine andere Parthie als ein kleiner machtloser Fürst, der Graf Meinhard von Tyrol, und die Königin fand ihn zu sehr unter ihrem Stande, zu wenig ihren Erwartungen entsprechend,

als daß sie denen, die sie bestürmten seine Hand anzunehmen, hätte Gehör geben sollen.

Graf Meinhard war auf keine Art der Mann, der der jungen Königin hätte gefallen können; er war stolz ohne Macht, tapfer ohne Edelmuth, reich ohne Freigebigkeit, und zufrieden mit sich selbst ohne die geringste Ursache dazu zu haben. Seine Leidenschaft bestand darinnen, sich mit Dingen gros zu machen, in welchen eigentlich keine Größe lag. Mit der Sucht der damaligen Zeiten, auf jeden Berg eine Veste zu bauen, und an jedem merkwürdigen oder unmerkwürdigen Tage ein Turnier anzustellen, war er bis zur Thorheit behaftet; auch suchte er etwas besonders darin, der Eigenthümmer solcher Dinge zu seyn, welche ehemals große und berühmte Besizer hatten. Die Burg Meran in Tyrol war sein Lieblingsaufenthalt, nicht weil sie die schönste in seinen Landen war, sondern weil einer seiner glorreichen Anherren, welcher auf einem Kreuzzuge sein Leben einbüßte, ihr Erbauer war. Er führte ein Schwert, welches, wie er vorgab, Kaiser Karl dem Großen manchen Sieg hatte erfechten helfen; er besaß einen Mantel der heiligen Elisabeth, und einen Speer aus Kaiser Friedrich des ersten Rüstkammer, und er liebte wahrscheinlich Konradins Mutter, nicht darum, weil sie die schönste und beste aller damaligen Fürstinnen war, sondern weil es ihm rühmlich

dünkte, der Gemahl von Konrads Wittwe und Otto des Erleuchteten Tochter zu seyn.

Wenn ich sowohl die Geschichte dieser Königin als ihres Sohns zu schreiben vorhätte, so würde ich mich nicht ungern dabei aufhalten, dir, lieber Leser, zu erzählen, wie viel Kabalen geschmiedet wurden, die schöne Elisabeth zur Gattin dieses seltsamen Grafen zu machen, wie er die Thätigkeit des Bischofs von Bamberg, der sich nicht ungern mit Heyrathen abgab, für sich in Bewegung sezte, wie dieser die böhmische Gertraud, Gertraud den Beichtvater der Königin, dieser die ganze Schwesterschaft zu Kloster Neuburg, und diese endlich den Herzog von Bayern auf seine Seite zogen, wie Elisabeth von allen Seiten bestürmt wurde, Gräfin von Tyrol zu werden, und wie doch alles fruchtlos gewesen seyn würde, wenn sich nicht ein Umstand ereignet hätte, welcher Konradins Mutter auf einmahl bestimmte, den Wittwenschleier abzulegen, und dem ihre Hand zu geben, solte es auch Graf Meinhard seyn, welcher ihr gelobte, sie und ihren Sohn aus der gegenwärtigen Verlegenheit zu reißen.

Gering war Meinhards Macht in Vergleichung mit den mächtigen Feinden Elisabeths und ihres Sohns; aber diese unglükliche Fürstin war so verlassen, daß sie auch diese nicht verschmähen durfte, um sich nur einigermassen den Verdrüßlichkeiten zu entreißen, welche ihr in diesem Augenblike drohten.

Es waren abermahls einige Jahre vergangen, ohne daß der Herzog von Bayern daran dachte, seinen Neffen aus der Dunkelheit zu reißen. Konradin hatte das zehnte Jahr fast völlig zurükgelegt, Uberti hatte ihn mit allen den glänzenden Aussichten bekannt gemacht, zu welchen ihn seine Geburt berechtigte. Der junge Prinz brannte vor Begierde in der Welt zu erscheinen, und eine Laufbahn anzutreten, welche ihn zum Besiz desjenigen bringen solte, was sich ihm jezt nur noch in der Ferne zeigte; aber es ward von Seiten seines Oheims noch nicht die geringste Anstalt gemacht, seine Wünsche zu erfüllen.

Die Welt hatte es um diese Zeit fast vergessen, daß es einen Konradin gab, und Manfred handelte in Sizilien völlig so, als wenn außer ihm nie ein anderer Erbe Kaiser Friedrichs vorhanden gewesen wäre. Er hatte die Kühnheit, eine öffentliche Schrift, die er an die Länder welche er beherrschte, ergehen ließ, mit den Worten anzufangen. „Wir Manfred, Fürst von „Tarent, König von Neapolis, Sizilien und Jerusalem, und einiger übriger Erbe aller Reiche unsers „großen Vaters Kaisers Friedrichs des zweiten. ꝛc.“

Elisabeth hatte Freunde in Italien, und sie erfuhr den Uebermuth, mit welchem sich Manfred eines Namens anmaßte, der ihm nicht zukam, und dessen er sich bisher noch nie öffentlich rühmte, zeitig genug, um alle Vorkehrungen zu machen, welche zu Verthei-

digung der Rechte ihres Sohns in ihrem Vermögen waren. Sie bat ihren Bruder, Konrads rechtmäßigen Erben der Welt öffentlich zu zeigen, und eine Gesandtschaft an Manfreden abzufertigen, um ihn an das Leben seines Neffen zu erinnern; aber Herzog Ludwig scheute entweder die Kosten, oder er glaubte, es sey noch zu zeitig zu diesem Schritte, und die Königin war genöthigt, um doch etwas zu thun, nur einige von ihren vertrautesten Leuten mit einem Schreiben an Manfred abzuschiken, in welchem sie ihm sein treuloses Verfahren auf die sanfteste und nachdrüklichste Art vorhielt.

Es läßt sich denken, wie schlechten Eindruk eine solche Botschaft, die von der Ohnmacht derjenigen zeigte, welche sie abschikte, auf den stolzen Besizer von Konradins Landen machen mußte.

Elisabeth bekam keine Antwort, und ihre italiänischen Freunde berichteten ihr, daß das erste, was Manfred nach Empfang ihres Briefes gethan habe, dieses gewesen sey, daß er in allen seinen Landen öffentlich habe bekannt machen lassen, Konradin, der Enkel Kaiser Friedrichs sei längst in Deutschland gestorben, der, welchen man vielleicht daselbst noch vor denselben ausgeben möchte, sei ein Betrüger, und er, Manfred, beides durch das Recht der Geburt und der Waffen, der rechtmäßige alleinige Besizer des sizilianischen Throns.

Die Königin war außer sich über diese Nachricht. Die höchste Gefahr, ihrem Sohn alle seine Ansprüche verlieren zu sehen, war vor der Thür. Entweder jezt oder niemahls mußte ein für Konradins Glük entscheidender Schritt gethan werden, auch ist zu glauben, daß der Herzog von Baiern sich jezt nicht geweigert haben würde, etwas für seinen verlassenen Neffen zu unternehmen, wenn — er gegenwärtig gewesen wäre. Aber der römische König Richard beliebte eben damahls einen von seinen gewöhnlichen kurzen Besuchen in Deutschland abzustatten, und alle deutsche Fürsten, unter welchen freilich der Herzog von Baiern nicht fehlen durfte, hatten sich nach Oppenheim versammelt; weniger um dem, der ihnen den Namen ihres Herrschers abgekauft hatte, ihre Unterthänigkeit zu bezeugen, als Mittel auszufinden, wie sie wieder einen Theil von Richards unermeßlichen Schäzen in ihre Kassen leiten wolten; ein Unternehmen das ihnen nicht schlecht glükte: Richard war großmüthig wie ein Engländer, er verachtete den niedrigen Eigennuz der Deutschen, und warf ihnen gern dasjenige hin, was er selbst nicht achtete.

Es breitete sich ein Gerücht aus, Herzog Ludwig würde Richarden nach England folgen. Was solte Elisabeth in der Abwesenheit ihres Bruders anfangen? Wo solte sie Hülfe suchen, wo sich Raths erholen? — Nie hatte die Königin Graf Meinharden gewürdiget,

irgend etwas von den Angelegenheiten ihres Sohns mit ihm in Ueberlegung zu ziehen; aber er kam jezt in einem ihrer angstvollsten Augenblike, er lokte ihr die Ursache ihrer Thränen ab, er fragte, womit man ihre Unruh stillen könne, und Elisabeths Herz schloß sich ganz vor ihm auf, theilte ihm alle ihre Beschwerden, alle ihre Wünsche mit.

Der Graf von Tyrol redete völlig, so wie Konrads reizende Wittwe, die in ihren Thränen unwiderstehlich schön war, es wünschte. Er erstaunte über Herzog Ludwigs Härte, beklagte seine Abwesenheit, that den Ausspruch, Konradin müsse unvorzüglich aus der Dunkelheit gerissen, Gesandschaften an Manfred abgeschikt, drohende Briefe geschrieben, und die ganze Christenheit in Aufruhr gesezt werden, um die Rechte des jungen Prinzen zu vertheidigen. Bei alle dem bedauerte er nichts mehr, als daß ihn weder Bande des Bluts noch der Liebe berechtigten, sich des jungen Königs von Sizilien des edeln Konradins anzunehmen; denn in diesem Fall würde er freilich alles zu seinem Besten aufbieten, und das, was ihm an Macht und Ansehen abgieng, durch seine Reichthümer ersezen. Ihr wißt, große Königin', sagte er, was man heut zu Tage mit Geld und Gut auszurichten vermag, und in diesem Stük fodere ich jeden König auf, sich mit mir zu messen.

Was soll ich weiter sagen, lieber Leser? Graf Mein-

hard besiegte die Königin durch Schmeicheleien und Versprechungen; sie legte ihm gewisse Punkte vor, die er beschwören mußte, und — die Wittwe des großen Konrads ward Gräfin von Tyrol.

War Elisabeth vorsichtig genug, Meinharden nicht eher ihre Hand zuzusagen, bis sie der Erfüllung aller ihrer Wünsche in Ansehung Konradins versichert war, so war auch er viel zu mistrauisch, kannte die edle truglose Seele, die er vor sich hatte, viel zu wenig, den kleinsten Schritt zu Ausführung dessen was er geschworen hatte eher zu thun, bis die Königin diesen Titel, den wir ihr hier zum leztenmahle geben, mit dem Namen einer Gräfin von Tyrol wirklich verwechselt hatte.

Die Einsegnung dieses Bündnisses geschah in der Stille durch Bischof Otten von Bamberg, der den Markgrafen Herrmann von Baden zum Zeugen dieser feierlichen Handlung mitbrachte, welche Stelle auf Elisabeths Seite von der böhmischen Prinzeßin Gertraud vertretten wurde.

Die öffenliche Bekanntmachung und die Hochzeitfeyer, bei welcher Graf Meinhard freilich Turniere und Ringelrennen anstellen mußte, wurde verschoben, und ich will dich, lieber Leser, bis dahin mit Dingen unterhalten, welche nachgeholt werden müssen, wenn mir keine deiner Fragen zu beantworten übrig bleiben soll.

Dreyzehenter Abschnitt.

Wie war es möglich, daß Manfred der angebliche rechtmäßige Besizer von Konradins Erblanden, die Frechheit haben konnte, das Leben desjenigen zu leugnen, von welchem er wußte, daß man ihn der Welt alle Augenblike zu seiner Beschämung lebendig vorstellen konnte? Wie lächerlich war es, den für einen Betrüger auszuschreien, welcher seine Geburt mit den unumstößlichsten Zeugnissen beweisen konnte? — Um diesen Unsinn zu erklären, wird es nöthig seyn, einige Schritte in der Geschichte zurük zu gehen, und einen kurzen Besuch auf Konradins einsamem Schloß an der tyrolischen Gränze abzustatten.

Wie der junge Prinz daselbst lebte, habe ich bereits erwähnt. Daß Tebaldo alles mögliche that, seinen Körper und seinen Geist zu bilden, daß er, als Konradin heranwuchs, durch Erzählung der unglüklichen Geschichte seines Hauses, und durch Vorstellung seiner großen Erwartungen, die Triebe in ihm erwekte, welche einst dienen solten, seinen Muth zu Behauptung seiner Rechte anzufeuern, das war ganz gut, wenn es

ihm nur gelungen wäre, dieses Feuer sorgfältig einzuschränken, daß es nicht vor der Zeit einen Ausbruch gesucht hätte.

Uberti war selbst schuld, wenn die Einbildungskraft des jungen Prinzen einen unzeitigen und zu kühnen Flug nahm; er hatte einen großen Theil seiner Jugend in Frankreich zugebracht, und alle romanhafte Ideen, welche damals allda im Schwange giengen, sich so eigen gemacht, daß es nicht anders möglich war, er mußte sie seinem Zögling mittheilen. Konradin träumte von nichts als Abentheuern, von kühnen Ritterzügen, und von unglaublichen Heldenthaten. Die Zeit ward ihm unaussprechlich lang, ehe er die Laufbahn, die er sich in Gedanken vorzeichnete, antretten solte. Der Herzog von Bayern, der ihn zu Mittenwald aufhielt, war ihm der ärgste Tyrann unter der Sonne, und nichts als eine unvorhergesehene höchst abentheuerliche Begebenheit konnte ihn, wie er meynte, aus seinen Händen reißen. Lange hatte er auf eine von dem Schlage, wie sie in den Mährchen der damahligen Zeit Mode waren, gewartet; als ihm in der That etwas zustieß, daß einen Anschein von Sonderbarkeit hatte, ihn hoffen ließ seine Wünsche einmahl wirklich gemacht zu sehen, und ach, ihn an den Rand des Verderbens brachte.

Schloß Mittenwald führte seinen Namen nicht ohne

Ursache; es war rund um mit einem Hayn umgeben, welcher den einsamen Bewohnern dieser Gegend, vornehmlich dem jungen Prinzen, doppelt lieb war, weil er zwo seiner Lieblingsneigungen, den Hang zum Nachdenken, und die Leidenschaft für die Jagd begünstigte. Oft gieng er um der lezten willen aus, und beschäftigte sich nur mit dem ersten, so wie auch im Gegentheil die Verfolgung eines schönen Stüks Wild, oft seinen Tiefsinn zerstreute, und seinem Gemüth die ihm eigene Munterkeit wiedergab.

Es war an einem von den späten Novembertagen, die den Jäger, der rauhen Witterung zum Troz, so oft ins Freye loken, da sich Konradin von seinem Gefährten Tebaldo losriß, und sich tiefer in den Wald hineinbegab, um sich desto ungestörter in seine Träume, in seine Plane für die Zukunft zu versenken. Er war völlig mit der Geschichte seiner Zeit bekannt; er kannte alle Fürsten welche damahls eine große Rolle spielten, kannte seine beiden Nebenbuhler bei der römischen Krone, Richarden der sie wirklich besaß, und Alphonsen König von Arragonien, welcher vergeblich nach derselben strebte. Tebaldo hatte ihm ihre Charaktere sowohl als die Lage ihrer Sachen so genau geschildert, daß Konradin mehr von ihnen zu sagen wußte, als vielleicht die Hofleute, welche sie zunächst umgaben.

Diese beiden Fürsten waren diesen Tag der Gegen-

stand eines langen Gespräch zwischen ihm und seinem Führer gewesen, welches sich endlich bei Konradin mit einem Gedanken schloß, der ihm wichtig genug schien, um seinetwillen die Einsamkeit zu suchen, und ihn ungestört zu durchdenken. Wie, sagte er im Fortgehen zu sich selbst, wie, wenn ich endlich die Bande muthig zerbräche, mit welcher man mich hier im Müßigang zurükhält, und mein Glük, wie so mancher Fürst, so mancher Ritter, in der weiten Welt suchte? Ich bin noch sehr jung, ich müßte Schuz haben, und wo könnte ich diesen besser finden, wo könnte ich meinen wahren Stand sicherer verbergen, bis es Zeit wäre ihn zu entdeken, als an dem Hofe des weisen Alphonsus, oder des großmüthigen Richard? O Richard, o Alphonsus, ihr seid meine Feinde, meine Gegner, die Räuber meines Eigenthums; aber ich verkenne eure Vorzüge nicht, und hier sei es geschworen, einer von euch soll einst mein Schüzer werden. Glükt es denn dem, der sich meiner annimmt ohne mich zu kennen, mein Herz, meine Dankbarkeit zu gewinnen, so will ich ihm gern den römischen Thron nicht bestreiten, und mich mit dem Besiz meiner vätterlichen Erblande begnügen.

Konradin hatte sich in diesen Gedanken, die seine Einbildungskraft auf das lebhafteste ausmahlte, unter einen Baum geworfen, und war so in seinen Planen

verlohren, daß er nicht hörte, daß man ihn schon zu verschiedenenmahlen gerufen, und um die Gegend und den rechten Weg gefragt hatte.

Mein Sohn, hörte er endlich eine Stimme ganz nahe vor seinen Ohren, ists kindischer Muthwille oder Taubheit, die euch die Frage eines Verirrten überhören läßt? — Kindischer Muthwille? schrie Konradin und sprang entrüstet auf. Wer seid ihr, der es wagt mich in meinem Nachdenken zu stören? Nachdenken, sagte der andere, ist sonst ziemlich selten bei euren Jahren anzutreffen.

Konradin, der sich ungern seine Jugend vorwerfen ließ, hatte eine bittere Antwort auf der Zunge; aber ein Blik auf den, welcher mit ihm sprach, und der ein Mann zu seyn schien, dem die Last der Jahre anfieng beschwerlich zu werden, legte ihm ein Stillschweigen auf, Tebaldo hatte dem Knaben tiefe Ehrfurcht für das Alter eingeprägt. Ihr seid irre gegangen wie ich höre, sprach der Prinz nach einer kleinen Pause, wo gedenket ihr hin, ich will euch zurecht weisen. Nach dem Gebirge jenseit der Iser, sagte der Alte, ich wohne daselbst, und habe mich diesen Morgen beym Kräuter suchen hier im Walde vergangen. — Ihr wohnt im Gebirge an der östreichischen Gränze? fragte Konradin im Fortgehen. So viel ich weis, ist diese Gegend ganz unbewohnt, ihr seid wohl ein Einsiedler? — Ja, wenn ihr wolt, sagte der andere, jezt bin ich

es vielleicht, ob mich gleich mein Stand nicht dazu bestimmt. Konradin betrachtete den Greis mit einem so forschenden Blik, daß dieser genöthigt war, die Augen niederzuschlagen. Ihr seht mich an, sagte er nach einem kleinen Stillschweigen, vielleicht findet ihr in meinen Gesichtszügen etwas so außerordentliches als ich in den eurigen. Verzeiht mir, junger Mensch, ich muß euch fragen, wer ihr seid? Mein Name, mein Stand, erwiederte Konradin, thut wenig zu dem Geschäft, euch den rechten Weg zu zeigen. Wenn ihr mir aber denselben entdektet, versezte sein Gefährte, so wäre ich vielleicht im Stande euch den Weg zu weisen zu dem was ihr sucht. Was suche ich denn? fragte der Prinz und sahe den Alten verwunderungsvoll an. Noch einmahl junger Mensch, erwiederte der Greis, wer bist du. Deine Augen, deine Züge, dein ganzes Wesen sprechen von etwas Außerordentlichen. Du bist zu großen Dingen bestimmt. Man hält dich von deiner Bestimmung zurük, man wird dich aufopfern, wenn du nicht eilst, diese Bande zu zerbrechen? Konradin sahe seinen Gefährten mit Erstaunen an, der seine Rechte fest in der seinigen hielt, und mit einem Blik, mit einer Geberde vor ihm stand, welche dem Knaben alles in den Sinn brachte, was er je von Zauberern und Wahrsagern gehört hatte. Wer bist du? fragte er und suchte sich von ihm los zu machen. Ein Fürst wie du, erwiederte der Alte, aber kein un-

glüklicher verfolgter, wie der verlassene Konradin. Freie Wahl brachte mich in diese Gegend, die Sterne sagten mir, ich würde in diesen Gebirgen einen Sohn finden; die Natur hat mir keinen geschenkt, du solst es seyn; folge mir, ich will alle die großen Dinge zur Wirklichkeit bringen, die in deinem Gehirn schwärmen.

Ich darf euch nicht folgen ohne Erlaubniß dessen der mir zu gebieten hat. Wer ist der Gebieter des jungen Königs von Sizilien, Neapolis und Jerusalem? fragte der Alte mit einer spottenden Miene. Ich darf euch nicht folgen, ohne euren Namen zu wissen, sagte der erröthende Knabe.

O mein Sohn, erwiederte der Alte, du verkennst den, dessen Schuz du dir noch heute wünschtest, dessen Namen du vor wenig Augenbliken im Innersten deiner Seele nanntest, und gelobtest, wenn er sich deiner annehmen würde, ihm den besten Theil deiner Ansprüche gutwillig zu überlassen. Großmüthiger Jüngling, komm in meine Arme, du sollst am König Alphonsus von Arragonien einen Vater haben.

Konradin wiederholte diesen großen Namen mit Ehrfurcht. Er kannte den König, dem ganz Europa den Zunamen des Weisen gab sehr wohl; seine Liebe zur Astrologie, die ihm diesen Namen erwarb, war ihm bekannt; alles, was ihm in seinen Reden die Idee von Zauberei erregt hatte, klärte sich vor ihm auf, und ward der erhabenen Wissenschaft zu geschrieben, wel-

che in jenen Zeiten so viel Verehrer fand. Auch sahe der junge Prinz nichts unglaubliches in der Gegenwart dieses großen Fürsten; Abentheuer waren seiner feurigen Einbildungskraft etwas gewöhnliches, und dieses hier war so recht dem angemessen, was er sich wünschte. Er nennte den Namen Alphonsus zum zweitenmahl, und begleitete ihn mit einer Geberde, die den höchsten Grad von Freude und Erstaunen ausdrükte. Er erwiederte die wiederholten Umarmungen des Alten mit aller unschuldigen Herzlichkeit die seinen Jahren gemäß war.

Auch er ward mit solcher Inbrunst an den Busen des Greises gedrükt, daß es schien, man wolte ihn festhalten, und auf diese Art dazu nöthigen, wozu er ohnedem nur gar zu geneigt war. Was ist das, schrie er, indem er sich mit aller ihm eigenen Stärke losriß, glaubt ihr, daß ihr Zwang nöthig habt, um mich zu bewegen euch zu folgen? Ein Fürst läßt sich zu nichts zwingen. Auch wüßte ich nicht, sagte der andere etwas verdrüßlich, warum ich euch zu eurem Glük zwingen solte; doch freut mich es, daß ich bei dieser Gelegenheit erfahren habe, daß eure Arme nicht ohne Kräfte sind. Ihr solt gleich noch einen Beweis meiner Stärke sehen, sagte Konradin. — Daß ich euch folge, gutwillig folge wohin ihr mich führen werdet, ist ausgemacht; aber ich will euch nicht allein folgen. Tebaldo muß uns begleiten, und jezt will ich ihn mit einer

Stimme rufen, die ihn herbeieilen machen wird, und wenn er sich ganz an der andern Seite des Waldes befände. De Wald ist so groß nicht als ihr denkt, und und ihr werdet bald das Vergnügen haben meinen Tebaldo erscheinen zu sehen.

Der junge Prinz rüstete sich das zwischen ihm und seinem Führer gebräuchliche Signal zu geben, durch welches sie sich manchesmal wieder zusammen fanden, wenn Nacht oder Irrwege sie trennten; aber der Alte legte ihm die Hand freundlich auf den Mund und bat, er möchte ihm seine einsame Gegenwart noch so lange gönnen, bis er ihn von seiner ganzen Geschichte, und von allem was er für ihn zu thun gedächte, unterrichtet hätte. Sie sezten sich auf Konradins anhalten unter einen Baum, und der andere begann eine Geschichte, welche wir aus verschiedenen Ursachen nicht mit hier einzurüken gedenken, ungeachtet sie abentheuerlich genug war, die Aufmerksamkeit des Knaben so ganz zu beschäftigen, daß er nicht gewahr ward, daß sich die Gesellschaft am Ende derselben noch um eine Person vermehrte; es war ein gewafneter Mann der sich ganz leise näherte, aber durch einen Seitenblik des Alten gewarnt, sich hinter den Bäumen verborgen hielt.

Der Erzähler wolte eben seine Geschichte mit einigen Freundschaftsversicherungen und herzlichen Umarmungen schließen, als Konradin, der von weiten seinen

Führer erblikte, in freudiges Geschrey ausbrach. O mein Tebaldo! rief er. Seht ihr ihn, großer König, dort kommt er herauf, und nichts wird mich nun hindern, euch in seiner Gesellschaft augenbliklich zu folgen. —

Der Alte stieß bei diesen Worten ein teuflisches Gelächter aus, bemühte sich, den starken Konradin, der seinem Lehrer entgegen eilen wolte, fest zu halten, und winkte seinem Gefährten, ihm zu Hülfe zu kommen. Der junge Prinz wußte nicht wie ihm geschah, als er sich auf einmahl auf die feindseligste Art von demjenigen angegriffen sahe, welchem er gutwillig zu folgen dachte. Da seine Kräfte für zwo Gegner viel zu schwach waren, so erhob er ein fürchterliches Geschrei, und Tebaldo, der zu fern war, um durch die neblichte Herbstluft bei bereits hereinbrechendem Abend, die Gegenstände deutlich zu unterscheiden, ward durch Konradins Stimme gereizt seine Schritte zu verdoppeln, und sie nach dem Orte zu lenken, wo sie erschallte.

Mit gezogenem Schwerte eilte er herbei, aber die Feinde waren ihm zu schnell, und da sie es unmöglich fanden, den sich sträubenden Knaben eilig genug mit sich fortzuschleppen, so ließen sie von ihm ab, nachdem sie ihm einige Dolchstiche versezt hatten, welche ihn empfindungslos zu Boden strekten.

Jezt war Tebaldo bei dem jungen Prinzen ange-

langt; bleich und blutend lag er vor ihm, einige schwache Bewegungen, die er mit der Hand machte, schienen mehr die lezten Spuren des entfliehenden Lebens als Zeichen zu seyn, daß es noch nicht ganz um ihn gethan sei.

Fast so leblos als er, sank Tebaldo bei ihm nieder. Nur der Wunsch und die Hofnung, ihn noch zu retten, konnten ihm seine Kräfte wiederschenken; er verstopfte die Quellen des ströhmenden Blutes so gut er konnte, und lud den erstarrenden Knaben auf seine Achseln, um ihm im Schlosse bessere Hülfe zu leisten.

Vierzehenter Abschnitt.

Um dir, mein Leser, die Augen zu öfnen, von welchen Händen dieser Streich kam, darf ich dir nur einige Briefe mittheilen, welche kurz vor Ausführung desselben aus Deutschland nach Italien, und von da wieder zurük giengen.

„An den großen Manfred ꝛc.“

„Alle meine Bemühungen, den jungen Konradin „zu sehen, welcher seit den ersten Jahren seines Lebens „unter dem Schuz des Herzogs von Bayern an einem „aller Welt unbekannten Orte lebt, sind bisher verge-

„bens gewesen, bis ich von der mir ganz ergebenen „Gertraud aus Böhmen in der Beichte so viel erfahren habe, daß der Ort seines Aufenthalts Mittenwald heist, und an den österreichischen Gränzen „liegt.“

„Elisabeth hat ihren Sohn verschiedentlich besucht, „und es ist mir gelungen, ihr das leztemahl einen von „meinen treuesten Dienern mitzugeben, um von ihm „die Nachrichten, die ihr fodert, einziehen zu lassen; „aber stellt euch mein Erstaunen vor, als ich erfahre, „daß anstatt des kleinen Konradin meines Pathen, „von welchem ich bisher glaubte, daß er den ehemaligen Versuchen, ihn zu seinen Vätern zu versammeln, „entgangen wäre, zu Mittenwald ein Knabe aufbewahrt wird, der unmöglich derjenige seyn kann, den „Elisabeth zu Hohenstein gebahr; denn dieser könnte „kaum das sechste Jahr seines Lebens erreicht haben, „dahingegen jener, nach der Beschreibung zu urtheilen, sich schon dem Alter nahet, da seine öffentliche „Erscheinung euch gefährlich werden könnte.“

„Wer mag dieser Konradin seyn? Ein Kind das „man zu eurem Verderben untergeschoben hat? Oder „wohl gar jener Sohn Konrads, der kurz nach seines „Vaters Tode nach Deutschland geschikt wurde, und „von dessen Ankunft, ihr werdet euch es noch erinnern, „ich sogar nichts auskundschaften konnte, daß wir dadurch zu glauben bewogen wurden, die göttliche Ge-

„rechtigkeit, die Verfolgerin des Hohenstaufischen „Hauses, habe ihn unterwegens aufgerieben, und wir „hätten uns nur noch für einen jüngern Bruder dessel= „ben zu fürchten. Ihr werdet wissen, was euch hier= „bei zu thun obliegt, und ich werde unterdessen stre= „ben, von der böhmischen Gertraud, die Erklärung „dieses unergründlichen Geheimnisses zu erpressen.“

Euer Freund der Bischof.

„Manfred an den Bischof.“

„Meine Anschläge, Konradin lebendig in meine „Hände zu bekommen, sind verunglükt, aber seid ohne „Sorge, heiliger Vater, die Sprößlinge des Hohen= „staufischen Hauses werden weder mir noch der Kirche „weiter beschwerlich seyn. Der Knabe zu Mitten= „wald ist aus dem Wege geräumt, ohne daß der ge= „ringste Verdacht auf den rechten Urheber fallen kann. „Mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe über das „was ich that; kann ich die Sünde, selbst ein Neben= „zweig des von Gott verworfenen Kaisergeschlechts zu „seyn, besser büßen, als wenn ich an der Ausrottung „des Hauptstammes arbeite? Der Himmel sei gelobt, „man kann mir nun keinen Konradin mehr entgegen „stellen, und ich kann mich kühnlich den einigen Er= „ben Siziliens nennen. Was aus Konrads Witwe „werden wird, kümmert mich nun nicht mehr, und „doch dünkt mich, ich würde es gern sehen, sie an

„den machtlosen Grafen von Tyrol vermählt zu wissen.
„Ihr Bruder, der Herzog von Baiern, gilt viel bey
„König Richarden. Richard lebt ohne Gemahlin,
„Elisabeth ist schön; — ihr versteht mich, wir müs-
„sen einer solchen Verbindung zuvorkommen, und sie
„je eher je lieber, Meinharden in die Hände spielen.“

„Der Bischof an Manfred.“

„Eure Furcht wegen Richard, dünkt mich, war
„nicht ganz ohne Grund, aber wir haben gesiegt,
„und gestern ward Elisabeth durch meine Hand Grä-
„fin von Tyrol. Daß wir keinen Konradin mehr zu
„fürchten haben ist Gott zu danken, denn Meinhard
„ist so in seine Gemahlin verliebt, daß wir genug von
„ihm zum besten des Hohenstaufischen Geschlechts
„würden besorgen müssen. Was seine Macht nicht
„ausgerichtet hätte, würde sein Geld gethan haben.
„Wem ist wohl mehr in dieser bösen Welt zu trauen?
„O mein König, wenn ihr wüßtet was für Geheim-
„nisse der Bosheit ich von der böhmischen Gertraud
„unter dem Siegel der Beichte erfahren habe. Frei-
„lich ist jener Konradin zu Mittenwald eben derjenige
„gewesen, den Konrad in seinen lezten Stunden für
„seinen Sohn und Nachfolger erklärte. Solte wohl
„die darüber ausgefertigte Urkunde noch vorhanden
„seyn? — Doch was kann uns diese schaden, da Kon-
„radin, wie ihr sagt, todt ist? Innig freut es mich,

„daß die Rache des Himmels, dank sei es meiner ehe=„maligen Freundin Jutta, auch den zweiten Konradin „nicht verfehlte, den ich bisher noch mit großem Kum„mer für lebendig gehalten habe. — Glaubt mir, „großer Manfred ich entseze mich, wenn ich mir alles „vorstelle, was für abscheuliche Betrügereien hierinn „vorgegangen sind, wir sind überlistet worden, ob „wir uns gleich für die schlauesten hielten; es sind „Personen in diese Dinge mit eingeflochten, die ich „mich, wegen ihrer Macht, zu nennen scheue; doch „da ihr, mein König, und unsere heilige Kirche nun „endlich triumphiren, so müße alles vergessen und auf „ewig verschmerzt seyn. Es ist unsere Pflicht den „Feinden zu vergeben"

Euer Freund der Bischof.

Fünfzehenter Abschnitt.

Elisabeth wußte nicht von Anschlägen ihrer Feinde, wußte nicht was ihrem Sohn, indessen sie sich für ihn aufopferte, begegnet war. So unzufrieden sie mit der Verborgenheit war; in welcher er lebte, so hielt sie doch dieselbe für ein untrügliches Mittel seiner Sicherheit, und bedachte nicht, daß eine Person um seinen Aufenthalt wußte, die ihn durch ihre Schwach=

sinnigkeit so viel Schaden thun konnte, als die verruchteste Bosheit hätte ausrichten können. Gertraud hatte ja so viel Jahre das Geheimniß treulich bewahrt, weil niemand daran dachte ihr dasselbe abzuloken; wer hätte glauben sollen, daß sie doch noch endlich zur Verrätherin werden würde; auch hielt sich die böhmische Prinzeßin selbst nicht für das was sie war. Sie hatte ja dem frommen Bischof Otto die Angelegenheiten ihrer Freundin unter dem Siegel der Beichte vertraut, hatte es nicht eher als nach den schlausten Nachforschungen, nach den schärfsten geistlichen Drohungen gethan, und wer konnte ihr also vorwerfen, daß sie unrecht gehandelt habe? Sie hielt es nicht der Mühe werth Elisabethen etwas hiervon zu entdeken.

Eine von den ersten Foderungen, welche die Gräfin von Tyrol an ihren Gemahl that, war die Zurükberufung Konradins. Graf Meinhard war noch entzükt über das Glük, der Gemahl von Konrads schöner Witwe zu seyn, fand es so groß, der Vater Konradins, des Enkels eines Kaisers zu heißen, daß er nicht allein gern in die Bitte seiner Gemahlin willigte, sondern sie auch einlud, sich nebst ihn selbst auf den Weg nach Mittenwald zu machen, ihren Sohn, den er mit vielem Stolz auch den seinigen nannte, abzuholen, und ihn mit sich nach Tyrol zu nehmen. So gern Elisabeth in den ersten Theil dieses Vorschlags willigte, so sehr wiedersprach sie dem lezten. Sie

fand es unschiklich, den Ort ihres Aufenthalts vor Rükkunft des Herzogs ihres Bruders zu verändern, auch hielt sie es für gut, daß der junge Konradin in dem kleinen Bezirk, den er noch sein Eigenthum nennen konnte, erzogen würde, und sich dadurch der Liebe der wenigen, die ihn ihren Herrn nannten, versicherte.

Man reiste ab, man langte an; aber wie soll ich das Entsezen der Gräfin beschreiben, als sie den Sohn, auf dessen Anblik sie sich so gefreuet hatte, den sie schon im Geist ihr freudig entgegen hüpfen sahe, bettlägrig und noch fast in den Armen des Todes antraf.

Der treue Tebaldo erzählte ihr die traurige Geschichte, und nachdem man sie genug beweint hatte und endlich zur ruhigen Ueberlegung kam, so war der einhellige Ausspruch, daß dieser Streich von dem treulosen Manfred herrühre, ob man gleich listig genug gewesen war, den Namen des guten Königs von Arragonien mit ins Spiel zu bringen, vielleicht um den Verdacht auf diesen Weisen zu leiten, vielleicht auch nur darum, weil der ausgeschikte Meuchelmörder, Tebaldos Unterredungen im Walde mit Konradin, oder des lezten Selbstgespräche belauscht, und es für gut gefunden hatte, den leichtgläubigen Knaben mit einem Mährchen zu täuschen, das mit seinen damahligen Ideen übereinstimmte.

Da

Da es unmöglich war, den Prinzen, welcher sich zwar ein wenig besserte, aber bey weitem nicht außer Gefahr war, den Ort seines Aufenthalts verändern zu lassen, und man doch in der Eil etwas zu seinem Besten thun wolte, so beschloß Meinhard, durch öffentliche Schriften bekannt zu machen, daß er Elisabeths Gemahl und also Konradins zweyter Vater sey, und sich dessen aus allen Kräften annehmen wolte; auch ward eine Gesandschaft an Manfreden abgefertigt, sein Vorgeben wegen Konradins Tode zu widerlegen, und ihn an seine Pflicht zu erinnern.

Der Graf von Tyrol, der allem was er that, das Gepräge seines eigenen Charakters aufdrückte, richtete seine Manifeste sowohl als seine Gesandschaft an Manfred mit so viel Uebermuth ein, daß er seinen Endzweck ganz verfehlte. Stille, bescheidene Würde kann des allgemeinen Beyfalls allemahl gewiß seyn, dahingegen geräuschvoller Pomp ohne Nachdruck immer einen widrigen Eindruck macht.

Die Welt glaubte von Graf Meinhards Manifesten was sie wolte, und Manfred fuhr fort, ohne sich an die Beschwerden des Grafen von Tyrol zu kehren, sich König von Neapolis, Sizilien und Jerusalem zu nennen. Um die Sache des armen Konradins noch schlimmer zu machen, erwachte auch der Bischof von Bamberg, legte mit unwiderleglichen Beweisen, und Frau

Juttens beschwornem Zeugniß an den Tag, daß sein Pathe, der zu Hohenstein gebohrne Konradin, längst todt sey, daß die Welt von keinem andern wisse, und daß also Elisabeth sich fälschlich rühme, noch die Mutter eines Sohns, eines Erben von Kaiser Friedrichs Landen zu seyn.

Hätten die Sachen für den jungen Prinzen wohl schlimmer stehen können? Tebaldo wüthete und schrie, daß man die Rechte Konradins durch verkehrtes Verfahren verwahrloßt habe. Elisabeth war in Verzweifelung, und der Graf von Tyrol, welcher immer größern Eifer hatte, eine Sache anzufangen als durchzusezen, würde — nichts dazu gesagt haben, wenn ihm nicht seine Gemahlin seinen Eid vorgehalten hätte, sich Konradins unermüdet und mit Nachdruck anzunehmen, welches die einige Bedingung war, unter der sie eingewilligt hatte, ihm die Hand zu geben.

Die feyerliche Bekanntmachung seiner Verbindung mit Konrads Witwe, oder das was man in den damahligen Zeiten Hochzeitfeyer nannte, war noch nicht vorüber. Graf Meinhard sahe die Zeit zu seinen dabey angestellten Turnieren heranrücken; Elisabeth war fest entschlossen, Mittenwald nicht eher zu verlassen, bis ihr Gemahl sich von neuem zu allem anheischig gemacht hatte, was sie verlangte, und Graf Meinhard versprach was sie wolte, um nur ihre Ab-

reise zu beschleunigen, und keines seiner Feste verunglücken zu sehen.

Konradin war völlig wieder hergestellt, aber sein froher Muth schien gänzlich dahin zu seyn. Die Bosheit, mit welcher seine Feinde ihm die Rechte seiner Geburt bestreiten wollten, war es nicht was ihn beunruhigte, er fühlte es, daß er sich nur der Welt zu zeigen brauchte, um sie zu widerlegen; aber ein anderer Kummer nagte an seinem Herzen. Er trauerte, seine Mutter als Gräfin von Tyrol zu sehen. Graf Meinhard war in seinen Augen zu unwürdig Konradins Vater, und der Nachfolger des großen Konrads zu seyn; er zürnte mit Elisabeth, begegnete Graf Meinharden mit Kaltsinn, und es kostete Tebaldo viel Mühe, ihn zu Beobachtung seiner Pflicht zurück zu weisen.

Tebaldo dachte im Grunde völlig so wie der junge Prinz, aber er verhehlte seine Gedanken. Er stellte dem unwilligen Konradin vor, daß seine edle Mutter sich ihm zu Liebe aufgeopfert hätte, daß er Meinharden, als dem Gemahl Elisabeths, Liebe und Ehrfurcht schuldig sey, und daß es diesem Fürsten weder an Willen noch an Macht fehle, ihm einst nützlich zu seyn; auch ließ er, um des Knaben Stolz zu unterdrücken, ganz behutsam mit einfließen, daß ein König ohne Land eben keine Ursache habe, sich über einen herrschenden Grafen von Tyrol zu erheben.

Sechzehnter Abschnitt.

Konradin begleitete seine Eltern nach Bayern; das Gericht von seiner Ankunft war ihm zuvorgekommen. Die Neugierde hatte das Volk von allen Gegenden herbei getrieben, um den Prinzen zu sehen, von welchem man, nachdem sein Name so lange nicht genennt worden war, jetzt von neuem anfieng, so viel zu sprechen. Graf Meinhard fand für gut, daß man nicht gleich nach dem Orte gehen möchte, welcher zu Konradins künftiger Residenz bestimmt war. Ein Aufenthalt von einigen Wochen zu Regenspurg würde, wie er meynte, das Gerücht von dem Leben des jungen Prinzen besser ausbreiten, und ihm Gelegenheit geben, sich allen denen zu zeigen, welche wegen seiner Geburt zweifelhaft waren. Dieser Rath war gut ob er gleich seinen Ursprung nur Meinhards Eitelkeit, sich mit seiner schönen Gemahlin und seinem königlichen Stiefsohn zu brüsten, zu danken hatte. Regenspurg war mit Fremden angefüllt, das Volk strömte Konradin entgegen, und so sehr auch der größere Theil desselben wider ihn eingenommen war, und mehr auf Manfreds als des Mächtigern, Seite hieng, so war doch ein Blick auf den jungen Prinzen schon hinlänglich, allen Ver-

dacht zu entwafnen, und auch die Hartnäckigsten wenigstens zweifelhaft zu machen. Konradin trug das Bild seines erhabenen Großvaters in allen seinen Zügen; er hatte, ungeachtet er den Jahren nach noch fast an den Gränzen der Kindheit stand, etwas Großes in seinem ganzen Wesen, das Ehrfurcht einflößte, und der Unmuth über verschiedene Dinge, die du, lieber Leser, errathen wirst, gab seinen ohnedem feurigen Augen einen Blick, welcher allen seinen Widersachern ein heimliches Schrecken einjagte. Er war nicht das sanfte holdselige Kind, das man zu sehen erwartet hatte, dessen zarte Jugend und Hülflosigkeit, Mitleid und Unterstüzung flehte; er war Kaiser Friedrichs Enkel mit dem gebietenden Feuerblick seines Anherrn im Auge, mit der Miene, die nichts, das man ihm gewähren konnte, als Gefälligkeit erbat, sondern alles als ein Recht foderte. Demungeachtet war über seine Person ein so unwiderstehlicher Reiz verbreitet, daß ihm alle Herzen zuflogen, und ihn, ehe man sich es versahe, der Zuruf von Tausenden begrüßte: Heil dem jungen Konradin, dem Erben der Reiche seiner Väter.

Thränen strömten aus den Augen der schönen Elisabeth bey der Begrüssung, und Graf Meinhard, welcher durch seine unbedeutende Figur den ganzen Aufzug verunzierte, blähte sich mächtig auf, der Vater eines solchen Sohns genannt zu werden; aber Konradins Miene erheiterte sich blos zu dem gefälligen Lächeln,

mit welchem wahre Größe den ihr gebührenden Zoll aufzunehmen pflegt.

Konradin ritt bey seinem Aufenthalt zu Regenspurg täglich aus, und es fehlte ihm nie an dem jauchzenden Zuruf des Volks. Die Regenspurger hatten es allemahl redlich mit dem Hohenstaufischen Hause gemeynt, sie hatten sich nie mit dem andern Pöbel vermischt, der Kaiser Friedrichen und König Konradin haßte, weil die Geistlichkeit ihnen feind war; und sie würden dem jungen Prinzen noch mehr Beweise ihrer Zuneigung gegeben haben, wenn sie nicht durch Manfreds und des Bischofs von Bamberg Kreaturen, an denen es auch hier nicht fehlte, zurück gehalten worden wären.

Seit der Ankunft in Regenspurg strebte der edle Tebaldo Uberti nach einer Sache, welche zu Behauptung der Ansprüche des jungen Prinzen unumgänglich nöthig war. Er lag Konradins Mutter täglich an, ihm eine Reise zum Grafen von Hochberg zu gestatten, um ihn um seine Gegenwart zu ersuchen. Sein Zeugniß, und die Urkunde von Konradins Geburt, welche er in Händen hatte, und die er auf keine Art hatte von sich geben wollen, waren die sichersten Mittel, alle Zweifel, welche vielleicht noch bey einigen vorwalteten, zu unterdrücken. Elisabeth schätzte Graf Bernharden von Hochberg; aber er hatte sich seit seinem Zwist mit dem Herzog von Bayern so zurückgezogen, und seine Härte hatte sie so sehr abgeschreckt, sich bey verschiede-

nen Gelegenheiten an ihn zu wenden, daß sie jetzt seine Gegenwart und seine Verweise fürchtete, da man seinen Rath bey keinem Schritt den man gethan, gesucht hatte, und es doch nun wagte seine Hülfe zu fodern.

Doch drangen Tebaldos Bitten endlich durch, und er kam nach einer kurzen Abwesenheit mit Graf Bertholden zu Regenspurg wieder an.

Die Gräfin von Tyrol hatte sich nicht ohne Ursache für seiner Ankunft gefürchtet. Graf Hochberg war nicht gewohnt, seine Meynung unter künstlichen Schmeicheleyen zu verhüllen; er fällte sein Urtheil ungescheut über das ganze Verfahren, das man bisher in Ansehung des jungen Prinzen beobachtet hatte, und das er für ganz verkehrt und zwecklos schalt. Nichts von allen bisherigen Vorgängen mußte seinen Tadel schärfer fühlen, als Elisabeths Vermählung mit dem Grafen von Tyrol, und er sprach über diesen Punkt so frey, daß er sich den stolzen Meinhard gänzlich zum Feinde machte.

Ohngefähr um diese Zeit langte der Herzog von Bayern, der, wie wir wissen, bisher bey König Richarden gewesen war, zu Regenspurg an, und ungeachtet er den Grafen von Hochberg so herzlich haßte als dieser ihn, so waren sie doch jezt in einem Punkte völlig einig, nämlich Elisabeths Verbindung mit Graf Meinharden zu tadeln. Die Gräfin stellte ihrem Bruder vor, daß er selbst ehemals sie fast mit Ungestüm zu

dieser Heyrath habe bereden wollen; aber er behauptete, daß sich jetzt die Sachen geändert hätten, und gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß er bessere Aussichten für sie gehabt hätte. Der Zufall, oder vielleicht die schlaue List dieses Herzogs hatte das Bild der schönen Elisabeth in Richards Hände gespielt; Richard war ein Kenner der Schönheit, und es waren ihm einige Reden entfallen, welche Herzog Ludwigen hoffen ließen, seine Schwester könne wohl noch einmahl römische Königin werden. — O Elisabeth, sollte diese Muthmaßung wahr gewesen seyn, wie thöricht, wie verblendet wärest du vor deinem eigenen Glücke übergegangen? Die Gemahlin eines Richards oder eines Meinhards, eine römische Königin oder eine Gräfin von Tyrol? welche Alternative.

Elisabeth bemühte sich, von allem diesen nichts zu glauben, denn ihre Pflicht war jetzt, keine Reue über das zu fühlen, was sie gethan hatte; ob sie aber diese Pflicht auch in der Einsamkeit, in dem Innersten ihres Kabinets so treulich beobachtete, ob nicht dem verscherzten Glück vielleicht manche stille Thräne floß, davon schweigt die Geschichte.

Indessen stritten die Ludwige, die Meinharde, die Bertholde und selbst der verständige Tebaldo weidlich über alle geschehene und ungeschehene Dinge, und behaupteten ihre verschiedenen Meynungen mit solcher Hitze, daß oft wenig fehlte, sie wären im vollen Zorn

aus einander gegangen, bis es sich am Ende fand, daß sie doch in einem Punkte einig waren. Alle fühlten sich geneigt, obgleich aus verschiedenem Antriebe, sich Konradins anzunehmen, und seine Rechte zu behaupten. Dieses gemeinschaftliche Ziel vereinigte sie sämmtlich mit einander, und es war zu wünschen, daß ein guter Engel ihnen zu Erreichung ihres Endzwecks übereinstimmende Mittel eingäbe, damit sie nicht durch den Geist der Zwietracht zum Nachtheil des jungen Prinzen von neuem getrennt würden. Ein Zufall beförderte die Erfüllung dieses Wunsches.

Das Gerücht von Konradins Erscheinung hatte die Städte Augsburg, Nürnberg, Lauingen, Nördlingen und einige andere, an welche das Hohenstaufische Haus Ansprüche hatte, bewogen, Gesandte nach Regenspurg abzuschicken, um den jungen Prinzen selbst zu sehen, und die Beweise seiner Geburt zu untersuchen. Die Sache ward mit der größten Genauigkeit vorgenommen, und das Zeugniß Hochbergs und des Herzogs von Baiern, nebst der von König Konrad ausgefertigten Urkunde, widerlegte alle Zweifel so völlig, daß Konradin öffentlich für den der er war anerkannt, und den Regenspurgern nicht weiter verwehrt wurde, ihm die alte Neigung zu seinem Hause durch öffentliche Freudenbezeugungen zu beweisen. — Alles bekam nun für den jungen Prinzen ein glückliches Ansehen.

Die Gesandten der Städte schwuren, sich der Behauptung seiner Rechte mit Nachdruck anzunehmen, sie drangen darauf, daß Gesandte nach Sizilien an Manfreden abgefertigt werden müßten, um ihn von Konradins Leben zu überzeugen, und die Herzoge und Grafen, welche bisher über diesen Punkt nicht hatten einig werden können, mußten sich zu Annehmung des Vorschlags bequemen. Graf Meinhard und der Herzog von Bayern, welcher viel von König Richards Geldern mit sich gebracht hatte, bestrebten sich, einer dem andern zum Trotz, die Gesandschaft ansehnlich zu machen, und Graf Hochberg entschloß sich selbst die Reise mit zu übernehmen, und Manfreden die von ihm selbst unterschriebene Urkunde vorzulegen, welche er nicht aus den Händen zu geben gedachte. Auch Tebaldo, er, der unverwerflichste Zeuge von Konradins Geburt, er, der den jungen Prinzen fast nie aus den Augen gelassen hatte, ward mit nach Italien gesandt, und Konradin begab sich, nachdem die Gesandten Regenspurg verlassen hatten, nebst dem Grafen und der Gräfin von Tyrol nach dem Städtgen Weiden, das ihm zugehörte, und wo er, nach dem Willen seiner Mutter, ins künftige seinen Sitz haben solte.

Elisabeth beschloß auch daselbst die so lang verschobene Hochzeitfeyer zu halten, und obgleich der Graf von Tyrol diesen Ort zu einem so hohen Feste nicht an-

sehnlich genug fand, so mußte er sich doch nach dem Willen seiner schönen Gemahlin bequemen.

Siebenzehenter Abschnitt.

Der reiche und stolze Graf von Tyrol war eine von den Hauptpersonen bey diesen Festen, und man kann sich also eine Vorstellung von der übermüthigen Pracht machen, welche bey denselben herrschte. Daß seiner Hochzeitfeyer die vornehmste Zierde, die frohe Miene der Braut fehlte, bemerkte er in dem Rausch seiner Freude kaum. Er war der Gemahl der schönen, der erhabenen Elisabeth, die er vielleicht Richards Armen entrissen hatte, war der Vater eines künftigen Königs von Sizilien, Neapolis und Jerusalem; was für Glanz mußte dieses auf Meinhards kleine Person zurückwerfen! Einen Glanz, der ihn für alles andre schadlos hielt!

Das Gerücht von den Turnieren, welche bey seinem Ehrenfeste solte gehalten werden, hatte eine Menge Fürsten und Grafen, Ritter und Knappen herbeygezogen. Graf Meinhard fand sich in diesem glänzenden Gewirr, das ihn als den Stifter dieser Feyerlichkeiten, nach der Weise jener Zeit, mit besonderer Ehr-

furcht umringte, unaussprechlich glücklich. Um seine Größe noch besser in die Augen fallen zu machen, hatte er seinem Stiefsohn, dem jungen Konradin, einen schimmernden Hof errichtet, und der Name eines Erbkönigs von Sizilien, und eines Herzogs von Schwaben, den man ihm auf Meinhards Foderung beylegte, schmeichelte dem Stolz des unerfahrnen Prinzen so sehr, daß sein Herz mit der regsten Dankbarkeit gegen den erfüllt wurde, der ihn so mächtig aus der Dunkelheit hervorzog.

Der Graf hatte viel Ehrfurcht für die künftige Größe seines Stiefsohns, er wagte es nicht einer seiner Bitten zu widersprechen; der weise Tebaldo war nicht gegenwärtig, Konradin stand, er mochte sich durch Verstand und Edelmuth noch so sehr über das gewöhnliche erheben, immer noch an den Gränzen der Kindheit, und es giengen daher bey diesem Hochzeitfeste unterschiedliche Thorheiten vor, welche man wohl dem zehnjährigen Konradin, aber nicht dem bejahrten Meinhard, der ihn hätte zurecht weisen sollen, zu gut halten konnte.

Unter den jungen Rittern, welche herbeygekommen waren, dem Prinzen ihre Dienste anzubieten, waren einige, die Konradins Gnade auf eine auszeichnende Art genossen. Selten erschien er öffentlich, ohne die Begleitung des jungen Grafen von Würtemberg, und des edeln Ludwig von Lichtenberg, zwöer Jünglinge,

welche ihm sowohl an Jahren als an Talenten nicht ungleich waren. An ihrer Seite genoß er zum erstenmal die Süßigkeit des Umgangs mit Personen seines Alters; die beyden Freunde, die er sich gewählt hatte, waren bekannter mit der Welt als er, auch gaben ihnen einige Jahre, die sie vor ihm voraus hatten, etwas mehr Erfahrung; sie wurden seine Lehrer in manchen Dingen, die ihm unbekannt waren, halfen ihm seine große Plane für die Zukunft auseinander setzen, schmeichelten allen seinen Einfällen, und setzten dadurch Konradins ganze Dankbarkeit in Bewegung. Er sann Tag und Nacht darauf, womit er ihnen ihre Treue königlich lohnen wolte, und endlich fiel es ihm ein, daß es für ihn nicht genug sey, den Namen eines Herzogs von Schwaben zu führen, daß er auch die Rechte desselben ausüben, und zum ersten Beweis derselben, Lichtenbergen zum Landgrafen über Niederelsaß ernennen, und dem jungen Grafen von Würtenberg das Marschallamt von Schwaben auftragen wolte. Graf Meinhard, dem dieses vorgetragen wurde, willigte in alles, und foderte nichts weiter von seinem Stiefsohn, als daß er, da er ja sowohl römischer König als Herzog von Schwaben genennt werden könne, ihm doch auch einmahl den Gefallen thun, und die Stadt Zürich, mit welcher er in Zwietracht lebte, in die Acht erklären möchte.

Nichts war leichter als dieses, die Standeserhebun-

gen und die Achterklärung wurden an einem Tage mit großer Feyerlichkeit vollzogen, und es war nichts mehr dabei zu beklagen, als daß alle Welt dieses ein Kinderspiel nannte, und König Richard, um der wenigen willen, welche sich hätten daran kehren mögen, alles für null und nichtig erklärte.

Dergleichen Dinge giengen häufig vor; Graf Meinhard fand nichts ungereimt, was der unerfahrne Konradin that, Elisabeth sahe nur auf seine Rechte nicht auf seine Macht; der Herzog von Bayern war wieder zu König Richarden gezogen, und hörte von diesen Geschichten nur in der Ferne, und andere, welche Klugheit genug besaßen, die Fehler, welche überall vorgiengen, einzusehen, ohne das Ansehen zu haben, sie zu verhindern, seufzten nach Graf Hochbergs und Tebaldos Rückkunft, weil sie wohl sahen, daß der junge Prinz unter solcher Aufsicht, und in der Gesellschaft junger Leute, welche alle nicht weit älter und klüger waren als er, bald ganz verdorben werden würde.

Die Tugend wacht für ihre Lieblinge, und sendet ihnen, wenn sie auf Abwege gerathen wollen, bald einen Genius entgegen, der sie wieder zurecht weiset; dieses erfuhr auch Konradin. Hatte er in dem Umgange einer Schaar von leichtsinnigen schwülstigen Jünglingen, Süßigkeiten gefunden, so solte er nun bald die höhern Reize wahrer tugendhafter Freundschaft kennen lernen, und an ihrer Hand allen Verirrun-

gen entgehen, auf welche ihn die ersten hätten leiten können.

Ich habe vergessen, dir, lieber Leser, zu sagen, daß Bischof Otto nicht undankbar gegen die böhmische Gertraud gewesen war, die, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, in der Einfalt ihres ehrlichen Herzens sich so freygebig mit ihrer Vertraulichkeit gegen ihn erzeigt hatte. Zu eben der Zeit, da der heilige Mann die Heyrath zwischen Konradins Mutter und Graf Meinharden stiftete, arbeitete er auch an einer Verbindung der Prinzeßin von Böhmen mit dem Markgrafen Herrmann von Baaden. Gertraud war jung, nicht häßlich, die Wittwe eines großen Prinzen, sie hatte einige Ansprüche auf Oesterreich, welche wohl einmal geltend werden konnten, und sie konnte also gar wohl eine gute Partie genannt werden; war sie aber dieses für Markgraf Herrmann, so war er es noch vielmehr für sie. Er war ohne Zweifel einer der besten und treflichsten Fürsten jener Zeit, und hätten wir Konradins Mutter eine Heyrath unter ihrem Stande nicht verdenken können, so wäre es alsdenn gewesen, wenn sie diesem edeln Manne die Hand gegeben hätte, aber dies gehörte nicht in Ottos und Manfreds Plan, Konrads Witwe zur Gattin eines Helden oder eines Weisen zu machen.

Gertraud ward an eben dem Tage Markgräfin von Baaden, da Elisabeth Meinharden die Hand gab.

Daß die böhmische Prinzeßin und Markgraf Herrmann die einigen Zeugen bey Elisabeths und Meinhards Einsegnung waren, habe ich schon erwähnt, aber den Umstand, daß diese gleich darauf eben diese Stelle bey ihnen vertraten, musste ich, von wichtigern Dingen abgehalten, bis auf den gegenwärtigen Augenblick ersparen. Gertraud ward durch die Verbindung mit Markgraf Herrmannen, die Mutter einer dreyjährigen Tochter, und eines Sohnes, welcher zwey bis drey Jahr älter war als der junge Konradin.

Dieser Stiefsohn Gertraudens, dieser Friedrich von Baaden, war derjenige, den das Schicksal zu Konradins Freund, zu seinem Gefährten im Leben und im Tode bestimmt hatte. Wie soll ich ihn beschreiben, diesen liebenswürdigen Jüngling, wie soll ich dir schildern, lieber Leser, was er damahls schon war, und was er mit der Zeit wurde?

Ich weis, viele haben seine Vorzüge gegen Konradins weit zurück gesetzt, auch ists wahr, daß sein Körper, auch da, als er sich völlig entwickelt hatte, Konradins Heldenschönheit, und sein Geist Konradins Heldengaben bey weitem nicht erreichte; aber seine Person so holdselig, so engelschön gebildet, seine Seele so sanft und edel, sein vorsichtiger mit Ueberlegung handelnder Muth, seine feste Treue, die den Freund auch im Tode nicht verließ, waren Gaben, die ihm wenigstens den nächsten Platz, und wir gestehen es selbst

oft in unsern Augen noch den Vorzug vor Konradin gaben.

Tebaldos Lehren waren nicht so verlohren an Konradin gewesen, daß ihm nicht der Unterschied zwischen Herrmanns Sohn, und seinen bisherigen Gesellschaftern hätte auffallend seyn, daß sich nicht seine Neigung bald zu dem bessern hätte lenken sollen. Der junge Friedrich, ein Prinz, dem sein Vater den edeln Stolz der Tugend eingeflößt hatte, beugte sich nicht vor Konradins künftiger Grösse, er schmeichelte ihm nicht, er übersah keinen seiner Fehler, und Konradin, anstatt hierdurch beleidigt zu werden, schloß sich immer fester an denjenigen an, der, so jung er auch war, durch manche gute Erinnerung, durch manchen freundschaftlichen Spott, die Stelle des abwesenden Tebaldo so gut zu ersezen wußte.

Friedrich war ein schon fast völlig ausgebildeter Jüngling, er war in der Welt erzogen, er war in den Anfangsgründen der ritterlichen Uebungen nicht unerfahren, und Konradin, der bisher nur in der Einsamkeit gelebt, nur den Streit mit den wilden Thieren gelernt hatte, sahe die Ueberlegenheit seines Freundes, und der Trieb zur Nacheiferung entglomm in seinem Herzen. Er seufzte nach Unterricht in den Waffen, und Friedrich, der wohl fühlte, was ihm

selbst noch fehlte, vereinigte seine Wünsche mit den seinigen.

Meinhards Turniere hatten die tapfersten Ritter von ganz Europa herbeygezogen. Konradin sahe sich unter ihnen nach einem um, den er zum Lehrer in den Künsten des Kriegs tüchtig glaubte, und seine Augen blieben endlich an einem hängen, von dem ich etwas Mehreres sagen muß, weil wir seinen Namen in dieser Geschichte noch oft hören werden.

Der Graf von Tyrol hatte nicht vergessen, die Zierde der damaligen Helden, die deutschen Ritter, besonders zu seinen Ritterspielen einzuladen. Der Hochmeister des deutschen Ordens, Poppo von Ostern, erschien mit zwanzig seiner edelsten Ritter und vielen Knappen. Die geistlichen Ritter trugen den Preis über alle andere davon, und unter ihnen selbst zeichnete sich keiner mehr aus, als ein schon etwas bejahrter Ritter, Hirzhals von Samland.

Hirzhals war dem Stande nach vielleicht einer von den geringsten des deutschen Ordens, aber an Tapferkeit konnten sich wenig mit ihm vergleichen. Er war von Geburt ein Preusse. Die *) frommen Bemühungen des deutschen Ordens, in seinem damals noch fast

*) Es war nichts seltenes, daß die deutschen Ritter den bekehrten preußischen Adel mit ihrem Ordenskreuz beehrten.

ganz abgöttischen Vaterlande, hatten ihn zum Christen, und seine hervorstechende Tapferkeit zum Mitglied des geistlichen Ordens gemacht. Man würde ihn unter seinen Mitbrüdern bald wegen seiner auszeichnenden Talente, und der vorzüglichen Gunst des Hochmeisters beneidet haben, wenn er beydes zu Vergrösserung seines Ansehens, oder zu Erlangung weltlicher Vortheile angewendet hätte, aber er kannte keine Ehre, als den Ruhm eines guten Streiters, und keinen Reichthum, als sein Schwerdt und sein Ordenskreuz.

Seine unglaublichen Siege bey diesem Turnier, und die Verachtung, mit welcher er jeden Preis ausschlug, zogen die Augen der beyden jungen Prinzen auf sich, und sein rauhes kaltes Wesen, das Merkmal seiner Abkunft, schrekte sie nicht ab, seine Bekanntschaft zu suchen. — Hirzhals wußte so wenig von weltlicher Grösse, daß er sich für einen Bruder eines jeden Tugendhaften hielt, er mochte Fürst oder Bettler seyn. Er nahm Friedrichs und Konradins Gunstbezeugungen, wie Höflichkeiten von seines Gleichen auf. Er gieng noch weiter; die beyden Prinzen waren in seinen Augen nur noch Kinder, und es war ihm unmöglich, anders als im Ton eines Lehrers mit ihnen zu sprechen; er belohnte ihre Freundlichkeit mit

rauhem Ernst, und sagte ihnen gleich in seinen ersten Gesprächen, so viel was ihnen noch mangelte, um seinen Beyfall zu haben, daß Konradin und Friedrich sich fest entschlossen, ihn und keinen andern zum Lehrmeister in den Waffen zu wählen.

Der Entschluß war so schnell gefaßt als ausgeführt. Die Väter der jungen Prinzen willigten ein, der deutsche Hochmeister bewilligte Hirzhalsen einen Urlaub von sieben Jahren, sieben Monaten und sieben Tagen, um die Jünglinge, die sich seiner Zucht unterwarfen, ganz ausbilden zu können, und nur er war noch nicht gewonnen. Es ward ihm schwer, sich von den Schauplätzen des Kriegs zu entfernen, um, wie er sich ausdrükte, ein Kinderlehrer zu seyn, doch gieng er zulezt alles auf eine Bedingung ein.

Ich will endlich, sagte er, mir es gefallen lassen, die Zucht der Knaben über mich zu nehmen; auch fühle ich, daß mich mein Herz selbst zu ihnen, vornehmlich zu dem wackern Konradin hinreißt, aber ihr müßt mir nichts von Belohnung sprechen, denn ich diene euch aus gutem Herzen, und nicht um euer Geld, das ich nicht zu brauchen weiß. Wollt ihr mir einen Gefallen thun, so vergönnt, daß ich einen Knaben, dessen Vater zu seyn ich geschworen habe, mit den beyden Prinzen erziehe, ich könnte ihn ohnedem

nicht von mir lassen, weil er ausser mir niemand hat, der sich seiner annimmt.

Man bewilligte alles, was Hirzhals foderte, und Konradin und Friedrich nahmen den Gefährten, den er ihnen ankündigte, mit Freuden in ihre Gesellschaft auf.

Dieser Knabe stammte so wie Hirzhals von den abgöttischen Preussen her. Das Schwerdt der deutschen Ritter hatte ihn aller seiner Verwandten beraubt, er gerieth als ein zartes Kind in die Hände der Ritter, sie tauften ihn, nannten ihn Henrich von Monte, und gaben ihn in die Zucht seines Landmanns des tapfern Hirzhals.

Henrich von Monte war genau in Konradins Alter. Die rauhe Erziehung, welche er von Hirzhalsen erhalten hatte, gab ihm auch im Aeusserlichen viel Aehnlichkeit mit dem jungen Prinzen, ob aber diese Gleichheit auch in seinem Innern statt fand, werden wir in der Folge sehen.

Achtzehenter Abschnitt.

Lieber Leser, ich habe dich im vorhergehenden Abschnitt mit drey Personen bekannt gemacht, die zu viel Antheil an Konradins Schiksal hatten, um nicht

vor dir aufgeführt zu werden. Der eine von ihnen war ein Engel, der andre ein Held, und der dritte — ein Teufel; du kennst die beyden ersten, und wegen des lezten wirst du nicht lange im Zweifel bleiben. Henrich von Monte konnte seinen redlichen Lehrer, konnte seine unschuldigen Gefährten, zwar fast bis ans Ende täuschen, aber nicht so dich und mich, die wir einen tiefern Blik in die Sache zu thun vermögen. — Doch alles zu seiner Zeit.

Konradin befand sich nun in einer Verfassung, in welcher er allenfalls die langdaurende Abwesenheit seines Tebaldo übersehen konnte. An der Seite des liebenswürdigen Friedrichs von Baaden, unter der Aufsicht des strengen Hirzhals, verschwanden bald alle üble Eindrücke, die die Gesellschaft der Jünglinge, welche seinen Hof ausmachten, und die sich nur darauf verstanden, ihm zu schmeicheln, auf seinen Charakter hätten haben können.

Hirzhals fand das zahlreiche Gefolge, das den jungen Prinzen immer umringte, lästig, und Konradin hätte einen Prunk, der ihm nun nicht mehr neu war, gern abgeschaft, wenn er Graf Meinhards Einwilligung hätte erlangen können, welcher zwar, aus wiederkehrender Liebe zur Sparsamkeit, eben nicht gesonnen war, seinen Stiefsohn beständig mit solchem Aufwande zu unterhalten, der aber doch wünschte,

daß der Schimmer, mit dem er ihn umgeben hatte, noch bis auf einen gewissen Zeitpunkt beybehalten werden möchte.

Konradins Haus besaß seit den Zeiten Friedrich des ersten, die Voigtey über verschiedene Städte und Schlösser, welche mit dem *) Truchsessenamt von der Kirche zu Bamberg begleitet war, und von dem Bischof zu Lehn genommen werden mußte. Es war nöthig, daß der junge Prinz nicht das geringste von seinen Gerechtsamen verlohren gehen ließ, und so hart es seinem Stolz auch eingieng, sich einen Lehnsmann Bischof Ottens zu nennen, so mußte er sich doch endlich auf Zureden der Verständigern bequemen, die Belehnung anzunehmen, die seine grossen Anherren nicht verschmäht hatten.

Es war bereits ein Tag zu dieser Feyerlichkeit angesezt, und Graf Meinhard, welcher seit einiger Zeit mit Bischof Otten in Verdrüßlichkeiten lebte, wünschte, daß sein Stiefsohn, dem übermüthigen geistlichen Fürsten zum Troz, bey der Belehnung mit aller Pracht

*) So sehr man sich auch in den damaligen Zeiten hütete, seinen Schild zu erniedrigen oder der Lehnsmann eines Geringern zu werden, so war doch das Ansehen der Geistlichkeit so groß, daß die Layenfürsten kein Bedenken trugen, einen Pfaffenfürsten zum Lehnsherrn anzunehmen.

erscheinen sollte, die seinem Stande zukam. Er selbst war nicht gesonnen, ihn zu begleiten; aber er sorgte dafür, daß Konradins Gefolge glänzend und zahlreich genug war, um ihm Ehrfurcht und die Aufnahme zu verschaffen, welche ihm zukam.

Auch war es nicht nur um des äusserlichen Scheins willen nöthig, dem jungen Prinzen eine ansehnliche Begleitung zu geben. Bischof Otto hatte in den regenspurgischen Streitigkeiten über die Geburt des Prinzen die Maske völlig fallen lassen; man sahe jezt in ihm nichts als den Feind des Hohenstaufischen Hauses. Er mochte sich nachher so erfreut über die Erscheinung Konradins bezeugen, als es ihm beliebte, mochte noch so sehr streben unter dem Schein der Vertraulichkeit, den jungen Prinzen in seine Gewalt zu bekommen; Elisabeth traute ihm niemals, und sie brauchte auch diesmal, da es unumgänglich nothwendig war, sich in die Gebiete des Bischofs zu wagen, alle Vorsicht, um wegen der Sicherheit ihres Sohnes ausser Sorgen seyn zu können.

Konradin reiste an einem Morgen aus, um den Schritt zu thun, den man ihm als unvermeidlich vorstellte, und vor welchem ihm aus mehr als einer Ursache graute. Sich in die Gewalt seines Feindes liefern, sich auf gewisse Art vor dem demüthigen müssen,

den er verachtete, was für eine schwere Pflicht fü einen so stolzen Jüngling wie Konradin.

Er ritt mit seinem Freunde Friedrich von Baaden, mit seinem Lehrer Ritter Hirzhals, und mit dem jungen Henrich von Monte voraus, und ließ sein Gefolg in einer ziemlichen Entfernung hinter sich zurük. Seine Leute hatten Befehl, auf den Gränzen des bambergischen Gebiets wieder zu ihm zu stossen, und man wollte dann den feyerlichen Einzug auf der Burg halten, auf welcher der Bischof ihn erwartete.

Die dasigen Gegenden waren damals noch nicht so bebauet wie jezt. Wenn man die Stadt Vilseck und das Schloß Auerbach zurükgelegt hatte, so gerieth man in eine wüste Gegend von etlichen Meilen, wo nach der Zeit Begnitz, Creussen und einige andere Städte entstanden, wo aber damals nichts als rauhe Gebirge zu sehen waren. In diesen Gebirgen war es, wo Konradin sein Gefolge wieder finden wollte. Er hatte ihnen bey Zeiten den jungen Henrich von Monte entgegen geschikt, um sie durch einen Umweg an den Ort zu bringen, wo er ihrer warten wollte; aber er hatte diesen Ort bereits zurükgelegt, hatte die bischöfliche Residenz schon im Gesicht, ohne daß er noch einen Mann von seinen Begleitern gewahr ward.

Konradin und seine Begleiter wurden unruhig; man vertheilte sich in die verschiedenen Gegenden des

Gebirgs, man fand sich wieder zusammen, und war endlich fest entschlossen, lieber die Nacht, welche bereits einbrach, unter freyem Himmel zuzubringen, als sich einsam in Bischof Ottos Gewalt zu wagen.

Ein fürchterliches Gewitter zernichtete diesen Entschluß, man mußte sich nach Obdach umsehen, und war sehr erfreut, endlich eine kleine Burg zu erreichen, welche, wie man glaubte, irgend einem guten Ritter der dasigen Gegend gehören mochte, der sich nicht weigern würde, einigen Unbekannten ein Nachtlager zu geben.

Zwar war es in den damaligen Zeiten etwas bedenkliches, sich auf ein unbekanntes Schloß zu wagen; aber die Nothwendigkeit ist die Mutter der größten Wagstücke, und die Burg, welche man vor sich sahe, hatte noch nicht so ganz das Ansehen eines Raubschlosses, daß man hätte fürchten müssen, bey Betretung derselben in seinen gewissen Untergang zu laufen.

Konradin und seine beyden Begleiter meldeten sich an dem Burgthor; die Zugbrücke ward niedergelassen, die eisernen Pforten öfneten sich, und man sah sich in einem grossen Vorplaze, welcher den durchnäßten Reisenden so wenig Schuz für dem Ungewitter gab, als das freie Feld.

Sie eilten nach dem Hauptgebäude zu, welches ihnen in alle der gothischen Pracht damaliger Zeiten

entgegen stand. Der Eingang war verschlossen, aber plözlich erhellte sich der Balcon über der Pforte, und beym Glanze vieler Fackeln kam eine gute Anzahl ehrwürdiger Männer zum Vorschein, welche man, auch ohne die Insignien ihrer Würde, an der Cirkumferenz ihrer Figuren, an dem indolenten Lächeln ihrer wohlgenährten Gesichter, und an der vollen Mönchsphysiognomie, die man noch auf alten Gemälden findet, für geistliche Herrn erkannt hatte. Friedrich von Baaden kannte den Bischof von Passau und den Abt von Freysingen, und Konradin war die Stimme seines Lehnsherrn, Bischof Ottens, nur gar zu kenntlich.

Ey, mein Konradin, rief der ehrwürdige Herr hinab, seyd ihr es, der mich um das Recht der Gastfreyheit anspricht? Nun ich versage meine Hülfe keinen Verlassenen. Aber wie so allein? Man sagt, ihr seyd mit grossem reisigen Zeuge ausgezogen, einem gewissen grossen Fürsten eure Lehnspflicht zu leisten? — Nun, nun, die christliche Demuth hat euch zu eurer Pflicht zurükgeführt; kommt herein, ihr sollt mir willkommen seyn, und ich will euch keine der Wohlthaten versagen, welche die Bischöffe von Bamberg euren Vätern zu erzeigen pflegten.

Konradin hatte bey diesen Worten die Hand an den Degen gelegt, und Ritter Hirzhals hatte den seinigen bereits aus der Scheide gerissen, um den Schimpf

seines Prinzen zu rächen. Friedrich flüsterte seinem Freunde zu, zu bedenken, daß er sich in der Gewalt seines Feindes befände, und ihr nur durch Klugheit und Nachgeben entgehen könnte.

Wider wen wollt ihr euch empören, meine Kinder? tönte die sanfte Stimme des Bischofs herab, wer hat euch beleidigt? Ist das die Art, meine freundschaftliche, meine väterliche Einladung zu beantworten? Sehet, wir sind unbewafnete Diener des Herrn, eure blossen Schwerdter sezen uns in Schrecken, und wir sind genöthigt, euch wider unsern Willen, diese Nacht dem Sturm und dem Regen ausgesezt zu lassen, wenn ihr nicht die Mordgewehre von euch legt, welche uns schwachen Greisen den Tod drohen. Vergönnet, daß man zu unserer Sicherheit euch entwafne, und dann betretet im Namen St. Peters und der heiligen Jungfrau diese geweihte Schwelle; doch nur ihr beyden, meine erwählten Söhne, du, Friedrich von Baaden, und du Konradin, frommer Nachkomme eines von Gott verworfenen Hauses; aber jener abgöttische Preusse, jenes Mitglied eines Ordens, welcher so oft die Seite der Welt wider die Sache *) Gottes

*) So sehr auch die deutschen Ritter allemal die Seite der Päbste hielten, so machte sie doch ihr wachsender Reichthum und Macht bald zum Gegenstand des Neids bey der Geistlichkeit, und zog ihnen von der=

hielt, müsse fern von diesen heiligen Mauern bleiben. Man entferne ihn, und führe die treuen Söhne der Kirche herein, unserer Macht zu huldigen.

Die lange Rede des Bischofs, mit heilig verschlossenen Augen, und von den Kräften des Weins gebundener Zunge, in schleppendem Ton gesprochen, hätte unsern Pilgern volle Zeit gegeben, alles Ungemach des Wetters, welchem sie hier entfliehen wollten, ganz zu fühlen, wenn sie für irgend etwas ausser dem Uebermuth des Sprechenden Gefühl gehabt hätten.

Man ließ ihnen nicht Zeit, ihre Empfindlichkeit hierüber zu äussern. Die heilige Gesellschaft auf dem Balken entfernte sich; man entwafnete die beyden jungen Prinzen, und führte sie mit Gewalt in das Haus, indessen Ritter Hirzhals mit eben solchem Ungestümm an die äussere Burgpforte gebracht, und in die stürmische Nacht hinausgestossen ward.

Konradin und sein Freund wurden in einen prächtig erleuchteten Saal geführt, in welchem Bischof Otto mit einem Uebermuth, der einem damaligen Pabst Ehre gemacht hätte, die Oberstelle einnahm.

Die Gesellschaft, die ihn umgab, war sehr zahlreich; nicht allein die vornehmsten geistlichen Fürsten

selben manchen Vorwurf der Treulosigkeit oder der halben Anhänglichkeit an die Kirche zu.

der umliegenden Gegenden, sondern auch die meisten Fürsten und Ritter waren gegenwärtig, welche auf den Turnieren Graf Meinhards gewesen waren, und den jungen Konradin daselbst in aller Pracht eines herrschenden Königs gesehen hatten.

Wie mußte dem jungen Prinzen zu Muthe seyn, sich vor einer solchen Gesellschaft in seinem damaligen Zustande zu zeigen, und in ihrer Anwesenheit alles Beleidigende anhören zu müssen, was der stolze Bischof ihm, einem wehrlosen Knaben, mit der größten Sanftmuth zu sagen beliebte.

Es ist unmöglich, dir, lieber Leser, alles weitläuftig zu beschreiben. Die Macht und der Uebermuth der Geistlichkeit in den damaligen Zeiten ist dir vermuthlich so bekannt als mir, auch kennst du Bischof Otten bereits aus dem Vorhergehenden, und kannst dir also lebhaft vorstellen, wie er handelte, und wie er sprach. Er begegnete Konradin wie dem geringsten seiner Vasallen, er verlangte von ihm die Leistung der Lehnspflicht in dem gegenwärtigen Augenblicke, und als der Prinz sich weigerte, so fand man es für gut, ihn sowohl als Friedrichen, welchen endlich auch die Mäßigung verließ, in eins von den Gefängnissen zu werfen, an welchen es in den damaligen Zeiten keiner Burg, am wenigsten der Burg eines geistlichen Fürsten fehlte.

War wohl diese unbesonnene unüberlegte That, mit etwas anderm als mit einem halben Rausche zu entschuldigen, in welchem sich die Gesellschaft befand?

Konradin konnte mit Recht baldige Erlösung aus seinem Kerker erwarten, sein Gefolge mußte sich doch endlich einfinden, auf seine Spur kommen, und ihm zum Schuze herbeieilen; auch war zu vermuthen, daß, wenn seine Begleiter ohne ihn zurük kämen, Graf Meinhard und seine Gemalin ernstliche Anstalt zur Befreyung ihres Sohns machen würden.

Bischof Otto wußte dieses noch besser als die beyden gefangenen Prinzen, die nach Art der unerfahrnen Jugend jeden Unfall aus dem schwärzesten Lichte ansahen. Sie träumten bereits von ewiger Gefängniß oder schmählichem Tode, als einer der anwesenden Bischöffe eintrat, sie in Ottos Namen zur Unterwerfung zu bereden, und ihnen auf den Fall, daß sie sich zu einigen kleinen Bedingungen bequemten, freyen Abzug zu versprechen. Es war dem Bischof von Bamberg, da ihm zu weiterm Unheil die Hände gebunden waren, um nichts zu thun, als den jungen Prinzen, den er haßte, ein wenig zu beschimpfen und zu demüthigen, und wo möglich den Grund zu einem Widerwillen zwischen ihm und seinem Stiefvater zu legen.

Um den ersten Theil dieses Endzweks zu erreichen, mußte sich Konradin bequemen, die Pflichten eines Truchsessen der Kirche von Bamberg bey dem schwelgerischen Mahl, das Otto diesen Mittag seinen Freunden gab, in eigener Person zu verwalten, und was das andere anbelangt, so muthete man dem beschämten Prinzen nach aufgehobener Tafel zu, zu schwören, daß er, sobald seine Minderjährigkeit zu Ende sey, eine gewisse Burg, welche der Graf von Tyrol wider Ottos Willen auf seinen Grund und Boden gebauet hatte, zerstören wolle.

Wir haben schon etwas von Graf Meinhards Leidenschaft, auf jeden Berg eine Veste zu erbauen, erwähnt.

Die kleinen Gebiete seines Stiefsohns wimmelten bereits von Anlagen zu solchen Werken, und er brauchte nur zu hören, daß auf dem Steglitzberg bey Bamberg, einmal ein gewisser Fürst von Meran, sein Anverwandter, eine Burg erbauet hatte, um sogleich Anstalt zu machen, aus den Ruinen dieses von den Bischöffen zerstörten Schlosses, ein neues aufsteigen zu lassen. Er brachte es zu Stande, es war der erste Grund zum Widerwillen zwischen ihm und Bischof Otten, und ihm aus Liebe seine Rechte zu behaupten so theuer, daß Konradin ihm ans Herz gegriffen ha-

den würde, wenn er sich hätte verleiten lassen, den Untergang dieses theuren Werks zu beschwören.

Nicht die Furcht vor Meinhards Unwillen, sondern aufgebrachter Stolz hielt den Prinzen ab, das zu thun, was man von ihm verlaugte. Er hatte sich so schon durch die Beredsamkeit des Abts von Freysingen zu mehrern verstanden, als ihm zukam; er sah, daß man in seinen Forderungen immer zudringlicher ward, und er nahm sich vor, eher alles zu dulden, als sich weiter demüthigen zu lassen.

Die Bischöffe sahen Konradins Standhaftigkeit, sie winkten Bischof Otten, die Sache nicht zu weit zu treiben, und es war auch in der That die höchste Zeit zum Nachgeben. Es kam Post, Konradins Gefolge rücke unter Hirzhalsens Anführung heran, und man habe einen Sturm zu besorgen, wenn man die Prinzen nicht gutwillig heraus gäbe. Augenbliklich änderte sich die Scene, der Bischof Otto entließ die Prinzen mit vielen Liebkosungen, nannte Konradin seinen lieben Lehnsmann, den würdigen Abkömmling Kaiser Friedrichs, empfahl sich seinem Schuz, wenn er einst in alle Rechte seiner Väter eingetreten seyn würde, und begleitete ihn mit allen Anwesenden bis ans äusserste Burgthor. Die Prinzen verliessen die Veste, ohne sich nach ihren Begleitern umzusehen, oder ihre Höflich-

keiten zu erwiedern, und eilten Hirzhalsen entgegen, welcher sehr unzufrieden war, das in der Güte erhalten zu haben, was er lieber mit Sturm gefodert hätte.

Neunzehenter Abschnitt.

Wuth und Rache kochte in aller Herzen. Die Begegnung, welche Konradin vom Bischof erfahren hatte, war zu schimpflich, um verschmerzt zu werden; alles hatte das Ansehen eines zuvor überlegten Anschlags, und gleichwohl war es ja nichts als Zufall, daß das Gefolge des Prinzen sich von ihm verlohren hatte, daß es sich in den Gebirgen nicht wieder zu ihm finden konnte, und daß Konradin zur unglüklichen Stunde in die Gewalt eines Haufens berauschter Mönche gerieth. Niemand argwohnte, daß Bischof Otto seine Kreaturen sowohl unter Konradins Bedienten, als an jedem andern Ort hatte; am wenigsten konnte man muthmaßen, daß Henrich von Monte, den seine Jugend und sein ehrliches Gesicht von allem Verdacht frey sprachen, ein Werkzeug von der Bosheit der Feinde seyn könnte.

Gleichwohl war es so. Henrich haßte den jungen Prinzen, wie das Laster die Tugend zu hassen pflegt,

aus tausend unnennbaren Ursachen. Konradins Stand, seine Vorzüge, seine Aussichten, machten ihn für Henrichs verwahrloßtes Herz zu einem Gegenstande des Neides, und die stolze Herablassung, mit welcher der Prinz, seit er unter Meinhards Zucht war, Tebaldos Lehren uneingedenk, Geringen oft zu begegnen pflegte, erbitterte den jungen Preussen vollends auf das äusserste. Henrich zählte sich unter die edelsten Geschlechter seines Vaterlandes; durch die Waffen der Christen hatte er alles verlohren, wozu ihn seine hohe Geburt berechtigte; er haßte die Ueberwinder seiner Landsleute, haßte selbst seinen Wohlthäter, den edeln Hirzhals, feindete alles an, was den christlichen Namen führte, und fand es unerträglich, der Diener eines Knaben genannt zu werden, der ihm, seinem Urtheil nach, an edler Abkunft kaum gleich war. Auch fehlte es diesem angehenden jungen Bösewicht nicht an Hang zum Eigennuz; wie hätte es also den Kreaturen des Bischofs schwer fallen sollen, seine Hülfe zu allen zu erkaufen, was dem jungen Prinzen nachtheilig seyn konnte; auch foderte man ja diesesmal so wenig von ihm. Das Gefolge Konradins irre zu führen, und ihn dadurch einsam und ohne Beystand in die Hände seiner Feinde zu spielen, war ja so eine Kleinigkeit, kaum ein würdiges Probestük für einen so viel versprechenden Knaben.

Der Graf von Tyrol war ausser sich über die Beschimpfung Konradins, und die Anschläge, die man auf seine geliebte kaum erbaute Burg auf dem Strelizberge geäussert hatte, brachte seine Wuth auf den höchsten Gipfel. Elisabeths Thränen, welche Rache foderten, waren nicht nöthig, Meinharden zu einem unüberlegten Entschluß zu verleiten. Seine eigene Unbesonnenheit, Konradins Eifer und Hirzhalsens Heldenmuth, der nicht allemal nach Macht und Kräften abgemessen war, würden ihn vielleicht in eine Fehde mit dem Bischof verwickelt haben, in welcher er zu kurz hätte kommen müssen; aber eine neue Scene richtete die Aufmerksamkeit aller hiergenannten Personen auf andere Dinge, und veränderte Aussichten bewegten Konradins Beleidiger, selbst Vergebung bey ihm zu suchen, und ihm bey dieser Gelegenheit neue Fallstricke zu legen, denen er dennoch zum Glük entgieng.

Die Gesandten, welche man an Manfreden abgefertigt hatte, waren lange aussen geblieben. Es war keine Kleinigkeit, dem, welcher nicht sehen wollte, die Augen zu öfnen, demjenigen Beweise von Konradins Leben, und seinen Ansprüchen einleuchtend zu machen, welchem nichts an der Ueberzeugend gelegen war. Doch mußte er endlich, da Graf Hochbergs und Tebaldos Bemühungen die Zweifel bey jedermann

gehoben hatten, zugeben, daß auch er keine mehr übrig hätte, aber dies war auch alles, was man von ihm langen konnte.

Konradins rechtmäßige Ansprüche auf die sizilianische Krone einzugestehen, dazu war er nicht zu bringen. Mag er doch, sagte er, der Erbe dieses Reichs seyn; wo wäre sein Erbtheil, wenn ich es nicht behauptet hätte? Meine Bemühungen es aus den Händen zweier *) Päbste zu reissen, habe es zu meinem Eigenthum gemacht, und ist es seine durch das Recht der Erbschaft, so gehört es mir durch das weit stärkere Recht der Waffen.

Doch, um zu beweisen, daß ich gegen den Enkel meines Vaters vätterliche Gesinnungen habe, so lade ich den jungen Prinzen ein, zu mir nach Sizilien zu kommen; er soll mein Sohn, der Erbe meiner Reiche seyn, und ich will ihn hier unter den Augen seiner künftigen Unterthanen auf eine Art erziehen lassen, welche ihm allein die Liebe derselben und den Namen ihres Königs versichern kann.

Mit diesem Bescheid hatten sich die Gesandten entfernen müssen, und jeder, der Manfreden kannte, be=

*) Obgleich Manfred anfangs die Statthalterschaft von Italien mit gutem Willen des heiligen Stuhls verwaltete, so fehlte es doch nachher nicht an Zwist und offenberen Feindseligkeiten, in welchen sich Manfred den Päbsten furchtbar machte.

hauptete, daß sie unglaublich viel ausgerichtet hätten. Auch ermangelte Manfreds Erklärung nicht, Konradins Geburt vollends bei jedermann außer Zweifel zu sezen.

Graf Berthold von Hochberg wolte nichts halb verrichten. Er konnte nicht dulden, daß noch in einem Herzen ein Zweifel wegen Konradins Geburt existirte. Er hatte gehört, daß die Herzogin von Brabant sich mit beleidigender Freiheit über die Angelegenheiten des jungen Prinzen auszudrüken pflegte, und er hielt es für Pflicht, auch diese zu seinem Vortheil einzunehmen. Er richtete seinen Weg nach Brabant, und hielt sich in dieser Absicht ziemlich lange an Sophiens Hofe auf; aber welche vergebliche Mühe, eine stolze und eigenwillige Frau von dem Ungrund einer Meinung zu überzeugen, die ihr gefällt! Die Herzogin blieb bei dem Ausspruche: Sie kenne keinen andern Konradin als ihren verstorbenen Pathen, und die Behauptung, daß ihr alle diese Dinge nichts angiengen, dienten ihr zum Vorwand, keine Gegengründe anhören zu dürfen, so daß Graf Berthold die Zeit bereute, die er bei ihr zugebracht hatte, und nichts von Erheblichkeit aus ihrem Lande mit zurüknahm, als die Gewißheit, daß sie die verrätherische Jutte, welche sie bei dem Tode des zweyten Konradins gefangen nach Brabant nahm, losgelassen, und Bischof Otten zugeschikt hatte, um ihn mit

Beweisen zu des lebenden Konradins Nachtheil zu versehen.

Wie wenig dieselben dem Prinzen geschadet hatten, lag am Tage, da jezt niemand mehr an einem Zweifel wegen seiner Geburt dachte, Sophie mochte davon glauben, was sie wolte.

Manfreds Anerbieten, ihn zu seinen Sohn anzunehmen, und seine Einladung nach Sizilien zu kommen, machte großes Aufsehen, und bewegte alle seine Feinde, sich vor ihm zu beugen. Selbst Bischof Otto kam herbei, um die Konradinen zugefügten Beleidigungen zu entschuldigen, und ihm Glük zu seinen immer heller werdenden Aussichten zu wünschen. Es ist unbekannt, was er für Mittel anwandte, die erbitterten Gemüther wegen seines lezten unverantwortlichen Betragens auszusöhnen, aber so viel ist gewiß, daß es ihm gelang. Er drang sich sogar in die Berathschlagungen ein, die über Manfreds Vorschläge gehalten wurden, und als er sahe, daß die meisten geneigt waren, ihnen Gehör zu geben, und nur Elisabeths Thränen der Entfernung ihres Sohns widerstanden, so schlug er sich gütig auf die schwächere Seite.

Mich dünkt, sagte er, es ließ sich hier wohl ein Mittel finden, Manfreds Forderungen, Konradins Glük und die Wünsche der Gräfin von Tyrol zu vereinigen. Manfred kennt seinen Neffen nicht von Person, man schicke einen andern Knaben an seine Statt

nach Italien, und lasse den jungen Prinzen in den Armen seiner Mutter. Der junge Henrich von Monte soll, wie mich dünkt, nicht ungeschikt seyn, Konradins Person vorzustellen; hätte dann Manfred, wie sehr zu vermuthen ist, böse Absichten auf Konradins Leben, so wäre es doch allemal besser, der Schlag träfe Henrichen, als denjenigen, von dessen Leben das Glük so vieler abhängt, dann wäre es Zeit, mit der Wahrheit hervorzutreten, und zu bekennen, wie man Manfreden getauscht habe.

Ich weis nicht, ob nicht dieser Vorschlag manchen in der Versammlung gefallen haben könne, wenn ihn derjenige, der ihn vorbrachte, nur nicht verdächtig gemacht hätte. Man war so gewohnt, in Konradins Sache Nebenwege zu gehen, daß man auch diesen nicht ganz verwerflich fand. Nur Konradin selbst, der jezt bei allen Berathschlagungen zugelassen ward, widersprach Ottos Einfall, vielleicht aus Haß gegen den Bischof, vielleicht aus Liebe zur Rechtschaffenheit aus allen Kräften.

Nein, schrie er und stand voll Unwillen auf, ich will keine Betrügereyen mehr in meinen Angelegenheiten. Führt mich der gerade Weg zum Throne, so will ich mich freuen; keinen andern werde ich gehen, und solte er mich zum Grabe führen. Und meinen treuen Diener, den guten Henrich von Monte aufzuopfern um mich zu erhalten, — was für ein Gedanke!

Thränen standen in den Augen des edeln Prinzen bei diesen Worten, und nur Tebaldos heimliches Zureden, daß er bleiben müsse, um seine Sache durchzusezen, konnte ihn abhalten, daß er die Versammlung nicht verließ.

Es ward noch viel über Konradins Reise nach Italien gesprochen, es zeigte sich bald, daß alle Stimmen dafür waren, Manfreds Vorschlag dürfte nicht ausgeschlagen werden. Der Graf von Tyrol war der Unkosten müde, die er auf seinen Stiefsohn wandte. Der Bischof wollte den Prinzen gern in die Hände seines Feindes liefern, als er sah, daß sein anderer Anschlag ihn auf betrügliche Wege zu leiten, und dann selbst wider ihn zu zeugen nicht gelang. Konradin war das Leben in der Dunkelheit überdrüßig, und Tebaldo nebst Graf Hochbergen meynte, die Gefahr, welche er bei der italiänischen Reise haben könne, wäre mit dem Vortheil, der ihm daraus erwachsen würde, nicht zu vergleichen, und seine Sicherheit könne durch beständige Aufsicht und durch ein hinlängliches Gefolg treuer Leute genugsam bewirkt werden. Nur Elisabeth blieb unbeweglich. Es dünkte ihr unmöglich zu seyn, sich von ihrem Sohne zu trennen, und ihn in die Gewalt seiner Feinde zu liefern. Otto trat denn noch einmahl mit seinem Vorschlag wegen eines falschen Konradins hervor, aber der junge Prinz ward durch denselben so aufgebracht, widerlegte ihn mit so viel Abschen und

Nachdruk, daß niemand mehr etwas davon gedenken durfte, und der Entschluß endlich darauf hinaus gieng, Manfreds Anerbieten zwar anzunehmen, und ihn durch Höflichkeit und Nachgeben auf alle Art bei Guten zu erhalten, aber Konradins Ueberkunft nach Italien von einer Zeit zu der andern zu verschieben, biß er besser herangewachsen und eher im Stande, den Verfolgungen seiner Feinde Troz zu bieten.

Zwanzigster Abschnitt.

Konradin sehnte sich so sehr in einen grössern Wirkungskreis zu kommen, daß nur die Liebe zu seiner Mutter, deren Willen hierin geschahe, ihm den Aufschub der italiänischen Reise erträglich machen konnte. Er sprach viel vom Leben in der Dunkelheit, von vergeblich in Müßiggang verträumten Jahren, und nur Tebaldos und Hirzhalsens anschauliche Vorstellungen, wie viel er noch zu lernen habe, ehe er die grosse Rolle in der Welt spielen könne, die ihm zukam, wie sehr ihn das Bestreben nach allen Vollkommenheiten die ihm noch fehlten, für Müßiggang bewahren könne, bewegte ihn eudlich, sich das ruhig gefallen zu lassen, was nicht zu ändern war.

Wie oft lehrt uns die Zukunft, daß die Versagung unserer Wünsche Glük für uns war, und was würde aus Konradin geworden seyn, wenn er die seinigen erfüllt gesehen hätte!

Manfreds Gesinnnngen mochten nun gegen ihn seyn welche sie wollten, so sollte er bald außer Stand gesezt werden, das Gute und das Böse, das er vielleicht im Sinne hatte, auszuführen.

Er hatte die Seite der Päbste zum Nachtheil seines eigenen Hanses redlich gehalten, aber doch ward er von ihnen gehaßt. Wir wissen aus seinen eigenen Worten, daß er das Reich, das er jezt sein Eigenthum nannte, zweimahl ihren räuberischen Händen entrissen hatte. Sie merkten endlich, daß sie mit ihrer Gewalt nichts mehr gegen ihn ausrichteten, gleichwohl ihre Anschläge auf das von ihnen so sehr geliebte Sizilien aufzugeben, war ihnen unmöglich. Man suchte Ursach an Manfreden; Beschuldigungen, Vorbeschiede vor dem heiligen Stuhl, Bedrohungen mit dem Bann erfolgten, und als Manfred alles dieses wenige achtete, und der päbstlichen Macht zu spotten schien, so rief der heilige Vater den Grafen von Provence, Karln von Anjou, dem er schon einmahl die Krone von Sizilien und Neapolis zugedacht hatte, herbei, um diese Reiche aus Manfreds Händen zu reissen, und sie alsdann als Lehn aus den seinigen zu empfangen.

Manfred war gewohnt, wider die schläfrigen Soldaten des heiligen Vaters durch feurigen Angrif zu siegen; bei den muthigen Franzosen wurde er vielleicht durch das Gegentheil Sieger geworden seyn. Er übersahe diesen Kunstgrif, er lieferte ihnen sehr voreilig eine Schlacht, ohne die Uebelegenheit, welche ihnen ihre Menge und die Lage des Orts gab, zu erwegen. Viele der Seinigen wurden treulos; er selbst büßte das Leben ein, und Karl von Anjou ward das, wozu ihn der Pabst machen wollte.

Manfreds Absicht, Konradin zum Sohn anzunehmen, war eine weltbekannte Sache; einige behaupteten, der junge Prinz hielt sich schon in Italien auf, Karl von Anjou ließ nichts unversucht, den, dessen Anwesenheit man ihm einbilden wollte, in seine Hände zu bekommen. Man fand in Manfreds Lager einen Jüngling ohngefähr von Konradins Alter; zwar wußte und behauptete jederman, daß er Manfreds natürlicher Sohn sey, aber schon die Möglichkeit, daß er Konradin seyn könne. war genug, ihm das Leben zu kosten. Er fiel unter den zahllosen Streichen von Karls Kriegern, die sich freuten, den Ansprüchen ihres Herrn dieses Opfer zu bringen.

Armer Konradin! würde es dir wohl besser gegangen seyn, wenn du gegenwärtig gewesen wärst? — Man hörte in Deutschland von diesen Dingen, man freute sich, daß der Prinz der Gefahr entgangen war.

aber er konnte sich nicht freuen. Er meynte, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, würde alles eine andere Wendung genommen haben. Man trauerte, daß durch Manfreds Tod seine Hofnung zu Erlangung seines Erbreiche von neuem ins weite gesezt war, aber er konnte nicht trauren; ihm schien es gleichviel zu seyn, aus wessen Händen er die ihm gehörige Krone reissen sollte; sein Muth, seine unerfahrne Jugend, machten ihn des guten Erfolgs gewiß, und nichts bekümmerte ihn, als daß die Jahre so langsam verschlichen, und daß man ihn noch immer einen Knaben; einen Jüngling nannte, der sich nicht unter feindliche Schwerter wagen dürfe da er doch in seinem Busen den Muth, und in seinen Gliedern die Stärke des Mannes fühlte.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Manfreds Tod gab Konradins Angelegenheiten ein ganz anderes Ansehen; warum mußte dieser Fürst leben, um die Rechte des unglüklichen Prinzen an sich zu reißen, und sterben, als es sich anließ, daß er sein Unrecht erkennen und vergüten wollte?

Es war nun vor der Hand die Frage nicht mehr, ob Konradin Italien besuchen solte; was hätte er da-

selbst finden können als seinen Tod? Er hatte daselbst lauter Feinde, Feinde, die es nicht einmal der Mühe werth achteten, es zu verhehlen, daß sie es waren. Die wenigen, welche ihm in Italien noch anhiengen, meynten, daß man noch manches Jahr müsse hingehen lassen, ehe man es wagen durfe, den jungen Prinzen mit der Behauptung seiner Ansprüche hervortreten zu lassen, und Konradin sah also noch eine lange Zeit vor sich, die er in der ihm so verhaßten Dunkelheit zubringen sollte.

Er hatte jezt unter tausend vergeblichen Hofnungen, tausend fehlgeschlagenen Entwürfen in die Welt zu kommen, das fünfzehnte Jahr erreicht. Tebaldos und Hirzhalsens Lehren hatten ganz das aus ihm gebildet, was er seyn mußte, um sich einen würdigen Enkel Kaiser Friedrichs nennen zu dürfen. Zwar widersprachen sich die Grundsäze des feinen Italiäners und des rauhen Preussens zuweilen, aber doch waren sie immer in der Hauptsache, Konradin zur Redlichkeit und Tapferkeit zu erziehen, so einig, daß die Vorurtheile des einen und des andern ihm wenig schaden konnten. Nur in einem Stük gab es bisweilen zwischen beyden einen hartnäkigen Zwist. Tebaldo nährte die Hofnung des Prinzen so gern mit den Bildern künftiger Grösse, und Hirzhalz fand entweder an diesen Aussichten wenig Reizendes, oder er hatte lang genug in der Welt gelebt, um

den Zustand der Sachen ganz zu übersehen, und wenig Wahrscheinlichkeit zu erbliken, daß alle die Dinge, mit welchen man dem Jünglinge schmeichelte, je zur Wirklichkeit kommen könnten.

Ihr macht mich zu Lachen mit euren Luftgebäuden, sagte oft der ehrliche Alte. Ihr redet dem guten Konradin von Kronen und Königsreichen vor, indessen er hier nicht einmahl sein Stammherzogthum behaupten kann, sprecht ihm von grossen Städten, die ihm gehören, und deren die kleinste mehr werth ist als alle seine hiesigen Besizungen, und von sizilianischen Schäzen, da er indessen hier von der Gnade eine kargen Stiefvaters leben muß, und oft nicht so viel hat, sich zu einem Turnier auszurüsten, oder dem geringsten seiner Unterthanen unter die Arme zu greifen. Heißt doch lieber den armen Jüngling seine weitausehenden Ansprüche aufgeben. Wo sind die Kriegsheere, mit denen er Karln vertreiben, wo ist die Macht, mit welcher er die festen Städten erobern soll, die ihr sein Eigenthum nennt? Und wenn ihm alles glükt, wie will er den eingewurzelten Haß der Italiäner gegen sein Haus, wie will er die Verfolgungen seiner Feinde der Päbste besiegen, die ihn stürzen werden, und wenn er schon auf dem Thron säß.

So sprach der weitsehende Hirzhals, und wenn dann Konradin unwillig ward und ihn fragte: Ob er ihm nicht lieber rathen wollte, sich eine Platte scheeren zu

lassen, und so ein Geschöpf zu werden, wie Bischof Otto; so lachte der alte Preusse, und versicherte ihn, daß es noch einen Mittelweg gäbe, der ihm Glük und Ruhm zugleich gewähren, und vor allen Gefahren vorüber führen würde, welche seiner in der Zukunft warteten. Ja, was sage ich, fuhr er fort, vielleicht könntet ihr auf dem Wege, den ich euch zeigen will, endlich gar dasjenige erlangen, wornach ihr so jung und so schwach als ihr jezt seyd, vergeblich streben werdet.

Wenn Hirzhals so weit war, so pflegte weder Konradin noch Tebaldo weiter in ihn zu dringen; sie wußten schon, was alsdenn folgen würde. Ein Vorschlag, den deutschen Orden anzunehmen, und ein langes Verzeichniß von Fürsten und Herren, die das nämliche thaten, und die Güter, die sie dem Kreuz aufopferten, durch Ruhm, Ehre und Reichthümer tausendfältig ersezt bekamen. Er behauptete, Konradins Stand und Tapferkeit, von welcher er schon in manchen von Graf Meinhards Turnieren rühmliche Proben abgelegt hatte, könnten ihm die Stelle eines preußischen oder liefländischen Landmeisters verschaffen, welcher es mit jedem Fürsten aufnähme; und sollte er einst gar zum Hochmeisterthum gelangen, so würde er entweder mit Karln von Anjou nicht tauschen wollen, oder es würde ihm leicht werden, den Räuber seiner Krone zu verdrängen,

und Sizilien und Neapolis zum Eigenthum des Ordens zu machen.

Träumereyen von dieser Art, die freylich nur in Hirzhalsens Gehirn Plaz haben konnten, hatten weder Tebaldos noch Konradins Beyfall; man vermied die Gelegenheit, ihn darauf zu bringen, und lebte indessen das gewöhnliche Leben unter Wünschen, Hofnungen und Entwürfen fort, bis sich eine Gelegenheit zeigte, Konradins Durst nach Heldenthaten zu befriedigen, und ihn eine Probe ablegen zu lassen, wie er einst bey Behauptung seiner Rechte handeln wollte.

Daß der junge Prinz sowohl als Friedrich von Baaden, der ihn wenig verließ, schon einige Beweise ritterlicher Geschicklichkeit in Turnieren abgelegt hatten, davon habe ich bereits einen Wink gegeben; auch ließ es sich nicht wohl anders vermuthen. Graf Meinhard war ein zu großer Freund von Ritterspielen, das Jahr war bey ihm zu reich an dergleichen Festen, als daß es für Konradin möglich gewesen wäre, in dieser Art von Uebung unbekannt zu seyn.

Noch hatte der Graf von Tyrol es nicht über seine Gemahlin erhalten können, daß sie ihn nach seinen Landen begleitet hätte; jezt, da er nach mehrern Jahren des Ehestandes nicht mehr zu bitten, sondern zu befehlen pflegte, mußte es sich Elisabeth gefallen las-

sen, ihn auf eine nicht weit von Meran gebaute Burg zu begleiten, welche er ihr zu Ehren Fraustadt genennt hatte, und die er mit einem Turnier und Ringelrennen einzuweihen gedachte, welches alle seine Vorgänger an Pracht übertreffen sollte.

Daß Konradin und Friedrich von Baaden bey diesem Fest eine der grösten Rollen spielen sollten, war ausgemacht, aber eine Krankheit, die den lezten überfiel, bewegte auch den ersten, seine Reise aufzuschieben, und den Grafen und die Gräfin von Tyrol vorausziehen zu lassen. Wie wäre es Konradin möglich gewesen, ohne seinen trauten Freund abzureisen? Alles, was man von ihm erhalten konnte, war, daß, wenn Friedrichs Krankheit sich in die Länge ziehen sollte, er eilige Botschaft an den Markgrafen und die Markgräfin von Baden schicken, und wenn Gertraud dann zur Pflege ihres Stiefsohns herbeyeilte, sich gleich auf den Weg machen wolle, um zur bestimmten Zeit zu Fraustadt einzutreffen.

Elisabeth lezte sich mit ihrem Sohne und trat die verdrüßliche Reise mit wenigerm Widerwillen an, weil sie Post von Konradins italiänischen Freunden hatte, daß sich einige derselben an den Gränzen des venetianischen Gebiets einfinden wollten, um mit ihr, oder wen sie ihnen entgegen schicken würde, verschiedene Dinge von Wichtigkeit abzureden. Diese Unterhand-

lungen in mehrerer Nähe abzuwarten, vielleicht Gelegenheit zu haben, einige von den Häuptern der Gibellinen, die es immer mit dem kaiserlichen Hause ehrlich gemeynt hatten, persönlich kennen zu lernen, und ihnen den jungen Prinzen vorzustellen, war ein angenehmer Gedanke für die Gräfin. Sie befahl ihrem Sohne die baldige Nachfolge, ließ ihn unter Hirzhalsens Aufsicht, und nahm Tebaldo mit sich, um sich seiner in den Unterhandlungen mit seinen Landsleuten bedienen zu können.

Konradin blieb zurük. Friedrich von Baaden war zu krank, als daß sein Freund nur einen Gedanken hätte haben können, ihn zu verlassen; die Zeit, da er versprochen hatte in Tyrol zu seyn, verfloß, und er erwartete alle Tage verweißvolle Schreiben von Graf Meinharden über seine Nachläßigkeit. Endlich erschien ein Brief von der Gräfin, aber der Innhalt desselben war so ganz verschieden von dem, was der Prinz vermuthet hatte, daß wir nicht umhin können, denselben hier einzurücken.

„Nicht dich zu Beschleunigung deiner Reise zu er-„mahnen, sondern vielmehr dich um Gottes und aller „Heiligen willen zu bitten, uns nicht zu folgen, schreibe „ich dir, mein Sohn. Die Einladung zu einer Un-„terredung mit deinen italiänischen Freunden, war ein

„Fallstrik, dich, dessen persönliche Ueberkunft man „vermuthete, in die Hände deiner Feinde zu spielen. „Der gute Tebaldo ward ein Opfer unserer Leichtgläu„bigkeit. Er glaubte bey seiner Reise nach den ita„liänischen Gränzen, in die Arme seiner Freunde zu „eilen, und mit ihnen über das künftige Glük seines „Prinzen zu Rathe zu gehen, aber er fiel in verräthe„rische Hände; man nahm ihn gefangen, und hat „ihn, wie ich höre, nach Neapel gebracht; ein Schik„sal, das auch dich betroffen haben würde, wenn dich „nicht ein guter Engel in Deutschland zurükgehalten „hätte.“

„Ich sehe, was für Entschlüsse bey dieser traurigen „Erzählung in dir entstehen: Du zitterst für deinen „Tebaldo, du willst herbeyeilen ihn zu retten; aber „wo ist deine Macht zur Ausführung dieses Anschlags? „Willst du dich auch aufopfern, und mich mit dir „zugleich ins Grab strecken? Selbst hier unter dem „Schuze deines Vaters würdest du nicht sicher seyn. „Es sind verdächtige Ritter auf dem Turnier erschie„nen. Man will den abtrünnigen *) Bondelmonte,

*) Wem ist die Geschichte des Gibellinen Bondelmonte unbekannt, welcher die schöne Laura Amidei für die reiche Kamilla Donati verließ, und als dieses die Ursach zu einem Zwiespalt zwischen den Gibellinen gab, auf Veranlassung der Uberti von Kaiser Friedrich dem Zweyten aus Florenz vertrieben ward.

„der sich jezt zu den Welfen zählt, gesehen haben,
„denke, was dir bevorstünd, wenn du in die Hände
„dieses erbitterten Feindes deines Großvaters gerathen
„solltest, und schone deiner unglüklichen Mutter

Elisabeth.“

Es würde zu weitläuftig seyn, Konradins Gedanken und Entwürfe nach diesem Briefe zu beschreiben. Hirzhals hielt ihn von mancher unüberlegten That zurük, Briefe aus Tyrol kamen den Warnungen des alten Preussen treulich zu Hülfe; es vergieng viel Zeit in Unschlüßigkeit und Unthätigkeit, Friedrich von Baaden ward indessen wieder gesund, und Konradin, welchem es in die Länge unerträglich ward, immer das Geräusch der Waffen nur in der Ferne zu hören, immer nur durch die Furcht seiner Freunde für die Sicherheit seiner Person in der Dunkelheit zurükgehalten zu werden, griff zu einem Entschluß, den wir im folgenden Abschnitt vernehmen werden.

Dieser Bondelmonte oder einer seiner Söhne ist vermuthlich derjenige, dessen die Gräfin von Tyrol in ihrem Briefe gedenkt.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Konradin sahe seinen Waffenlehrmeister Hirzhals seit einigen Tagen nicht anders als mit trübem umwölkten Gesicht. Was soll ichs euch endlich verschweigen, antwortete der Alte auf die wiederholten Fragen der beyden jungen Prinzen, was soll ichs euch verschweigen, daß ich euch verlassen muß. Ihr wißt, ich hatte von meinen Obern Vergunst, fast acht Jahr lang bey euch zu bleiben, und euch zum Kriege zu erziehen; fünf von diesen Jahren sind bereits verflossen, und ich muß euch das Zeugniß geben, daß ihr mehr begriffen habt, mehr leisten könnt als tausende eures Alters. Die Fähigkeit ist gut, aber wo bleibt die Ausführung? Es scheint, euer Schiksal will es, daß ihr Zeitlebens in Erwartung künftiger Thaten bleiben sollet; mir ist dies nicht gegeben. Es ist genug, daß ich in fünf Jahren kein Schwerdt anders als zum *) Schimpf entblößte, in fünf Jahren keinen Tropfen FeindesBlut sahe. Ich habe euch geleistet was ich versprochen, habe es in wenigerer Zeit geleistet, als ich mir dazu gesezt hatte; jezt will ich hin, um An=

*) Schimpf und Ernst, Worte, welche in den damaligen Zeiten den Unterschied zwischen ernstlichen Gefechten, und solchen, die nur zur Uebung vorgenommen wurden, andeuteten.

theil an den Thaten meines Ordens, an seinen Mühseligkeiten und seinen Siegen zu nehmen.

Mir kam vorgestern Botschaft, daß König Mendog von Litthauen treubrüchig worden ist, daß vor seinen blutgierigen Fäusten, der Ritter viele, welche er vormals schüzte, daß auch manche meiner alten Freunde und Schildgenossen gefallen sind. Soll ich hier müßig sizen und das mit ansehen? Nein, ich will hin und Sieg und Tod mit meinen Brüdern theilen. Henrich von Monte muß mir folgen, denn er gehört mir an; über euch habe ich keine Gewalt, sonst müßtet ihr mir freylich auch einst erfahren, wie Feindesschwerdt blicket, aber ich muß euch eure Ruhe schon gönnen, und euch verlassen.

War wohl etwas mehrers nöthig als diese Rede des alten Kriegers, um die feurigen Jünglinge zu dem Schritt zu bestimmen, den sie thaten?

Eine nächtliche Berathschlagung, als beyde der Schlaf flohe, und einer den andern fragte, was ihn quäle, brachte die ganze Sache zur Richtigkeit, und beyde eilten am Morgen zu dem alten Preussen, um ihm zuzuschwören, daß sie ihn nicht verlassen, daß sie an seiner Seite zeigen wollten, daß sie das auszuüben vermöchten, was er sie gelehrt hatte.

Hirzhals machte wenig Schwierigkeiten; er entschuldigte sich nicht damit, daß es an Einwilligung

der Väter und Mütter gebräch; ein funfzehen und ein achtzehnjähriger Jüngling, die beyde das Schwerdt so gut zu führen wußten, wie Konradin und Friedrich, waren in seinen Augen Leute, welche bereits vor sich selbst leben konnten, und auf keinen Ruf als den Ruf der Waffen hören durften. Man trat gleich des andern Morgens die Reise an, zu welcher die Jünglinge keine andere Bereitschaft machten, als daß sie Briefe an ihre Eltern zurükliessen, in welchen sie das Geschehene entschuldigten und baldige Wiederkunft versprachen. Hirzhals lachte der Entschuldigung und des Versprechens; er nannte die erste unnöthig, und das andere ungewiß. Wenn ihr, sagte er, erst erfahren habt, was es heißt, einem ernstlichen Feind entgegen zu gehen, so werdet ihr finden, daß das Wiederkommen nicht so leicht ist als ihr denkt.

Hirzhals, welcher keine Furcht vor Gefahren kannte, führte die drey Jünglinge, ohne einen sichern Umweg zu wählen, queer durch Böhmen, und einen Theil von Pohlen, wo einigemal wenig fehlte, daß sie Mendogs wüthenden Kriegern in die Hände geriethen, welche den bekreuzten Mantel Hirzhalsens nicht übersehen, und ohne Zweifel seine jungen Begleiter in seiner Gesellschaft mit aufgeopfert haben würden.

Doch kamen sie endlich ohne zu fliehen und ohne sich zu verbergen, welches beydes der alte Ritter bis auf

den Tod haßte, glüklich auf die preußischen Gränzen. Sie sezten über die Weichsel und stiegen bey Kulm ans Land.

Sie fanden die ganze Gegend umher nicht so wie sie vermuthet hatten, voll kriegerischen Geräusches, sondern alles in einer gewissen traurigen Stille, die sie befremdete. Es war ein grosser Zulauf von Menschen, alle schienen in Erwartung einer grossen Begebenheit zu seyn, aber niemand wollte den Ankommenden sagen was vorgieng. Hirzhals sahe viel von seinen Ordensbrüdern, die er nur an der Kleidung nicht am Gesicht, erkannte, denn wie viel waren seit den fünf Jahren seiner Abwesenheit von seinen alten Freunden abgegangen! Wie viel neue aufgetreten, die er nicht zu nennen wußte! Die Niedergeschlagenheit, die besonders in den Zügen aller derjenigen herrschte, welche das Ordenskreuz trugen, veranlaßte ihn zu der Frage: Wie die Sachen der Christenheit stünden, ob die Litthauer gesiegt hätten, ob der Hochmeister gestorben, oder ob ein ander Unglük vorgegangen wäre? Man zukte die Achseln, und führte ihn auf seine Bitte nebst seinen Begleitern vor den dasigen Landmeister, Hartmann von Grünbach, den Hirzhals noch als gemeinen Ritter gekannt hatte, und ihm nie gewogen gewesen war.

Die Ankommenden erreichten die Burg; die grosse Ebene vor derselben war mit Menschen erfüllt, und

seitwärts waren einige Scheiterhaufen aufgerichtet, deren Bestimmung weder Hirzhals noch die Jünglinge einsehen konnten. Der Landmeister empfieng die Fremden mit ziemlicher Höflichkeit. Hirzhalsens Kleidung zeigte schon, daß er nicht zu den geringsten Rittern des Ordens gehörte, und er hatte nichts weiter nöthig, als seinen Namen zu nennen, um auch denen, welche ihm nicht wohl wollten, Ehrerbietung abzunöthigen; seine Thaten im Dienste des Ordens waren zu wichtig, um einem seiner Mitbrüder unbekannt zu seyn.

Hirzhalsen wurde ein Stuhl gesezt, indessen man seinen Begleitern, ungeachtet er ihre Namen nannte, erlaubte, hinter ihrem Lehrer zu stehen.

Die Frage, welche der alte Ritter bereits so oft gethan hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, wiederholte er auch jezt an den Landmeister; aber Himmel, welche Erklärung erhielt er von ihm! Hartmann sagte ihm, ohne sich zu entfärben: Er sähe die ganze Gegend in der Erwartung eines merkwürdigen Beyspiels der Gerechtigkeit, welches er der Welt morgen darstellen wollte. Gottfried von Weils und Albrecht von Schotten, fuhr er fort, waren schon längst bey mir im Verdacht eines geheimen Verständnisses mit den Feinden; gestern wurden sie dieses Verbrechens überwiesen, und morgen sollen sie die Strafe des Feuers dafür leiden.

Hirzhals, den sonst nichts leicht bewegen konnte, entsezte sich, — er wiederholte mit bebenden Lippen die genannten Namen, die er für die Namen zweener seiner besten Freunde erkannte; er fragte nach den Umständen und nach den Beweisen ihres Verbrechens, und als die Antworten, welche er erhielt, sehr schwankend ausfielen, als man ihm seine ziemlich ungestüme Forderung, die Sache der Verbrecher nochmals zu untersuchen, hartnäckig abschlug, so entgieng ihm alle Mäßigung, und er verließ den Landmeister mit Worten, welche ihm sicherlich Gefängniß oder Tod gebracht haben würden, wenn Hartmann von Grünbach die ohnedem aufgebrachte Ritterschaft nicht hätte schonen müssen, welche zu Hirzhalsens Beleidigung, dessen Name allen bekannt war, nicht würden geschwiegen haben.

Halb ausser sich kam der alte Ritter nach Hause; er schnaubte Rache und foderte alles zu Rettung seiner Freunde auf. Friedrich und Konradin fühlten fast eben das, was ihr Lehrer fühlte; aber Henrich von Monte lachte höhnisch und meynte, die deutschen Ritter hätten genug unschuldiges preußisches Blut vergossen, und es wäre nicht unrecht, daß auch einmal einige von ihnen das fühlten, was andere gelitten hätten. Man hörte nicht auf die Reden dieses Buben, sondern Hirzhals ließ sich in eine tiefsinnige Be-

rathschlagung mit seinen beyden jungen Freunden ein, wie die Verurtheilten zu retten wären.

Konradin nahm es über sich, auszugehen, und nebst Henrichen, der sich zum Begleiter erbot, unter den Rittern zu forschen, wer wohl von ihnen gesonnen wäre, sich der bedrängten Unschuld anzunehmen. Er war in seiner Verrichtung glüklich, und kam gegen die Nacht mit der Nachricht zurük, daß der größte Theil der Ritter, Hartmanns Ungerechtigkeit verfluchten, und daß es ihnen nur an einem Anführer fehlte, um seiner Bosheit Einhalt zu thun. Hirzhals und Friedrich waren indessen auch nicht müßig gewesen. Sie hatten den Plaz untersucht, wo die Unglüklichen hingerichtet werden sollten, hatten sich die vortheilhaftesten Gegenden zum Angriff ersehen, und es ward noch vor Mitternacht alles richtig gemacht, zu welcher Stunde, an welchem Orte man sich treffen, wie man die Gefangenen davon bringen, und wie man dann den Landmeister bis auf weitere Erkenntniß des Hochmeïsters und des ganzen Ordens gefangen nehmen, und von Ausübung mehrerer Bosheiten zurükhalten wollte.

Die Retter der Unschuld hatten alles wohl überdacht, nur eins war von ihnen übersehen worden, und dieses Eine vernichtete ihren ganzen Plan. Hirzhals und die beyden Prinzen legten sich ruhig zu Bet=

te; das Bewußtseyn, die Anlage zu einer guten That gemacht zu haben, versenkte sie in den süssesten, festesten Schlaf; aber sie hatten desselben kaum eine Stunde genossen, als sie durch ein fürchterliches Geräusch erwekt wurden. Sie sahen das Zimmer voll gewafneter Leute, man riß sie von ihrem Lager empor, man band ihnen Hände und Füsse, und schleppte sie davon. Sie wurden auf Pferde gebunden, und durch einen engen Weg zwischen Gebirgen davon geführt, und als sich derselbe einst zur Seite öfnete, und ihnen aus der Ferne her der Glanz eines grossen Feuers in die Augen leuchtete, so trug man Sorge, ihnen zu sagen, daß dieses die Scheiterhaufen dererjenigen wären, welche sie hätten retten wollen, und die man, allem Unheil vorzubeugen, einige Stunden früher hingerichtet hätte, als man ohne ihre Einmischung in die Sache gethan haben würde.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Wie war den gefangenen Helden bey diesem Anblik, bey dieser Nachricht zu Muthe! Keiner von ihnen konnte begreifen, wie ein so wohl angelegter Plan hatte vernichtet werden können; keiner muthmaßte auf den Verräther, keinen brachte die Abwesenheit Hen-

richs von Monte auf die Spur der Wahrheit. Sie vermißten ihn, aber es fiel ihnen nicht ein, warum man ihn aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen haben möchte; die jungen Prinzen bedauerten ihn vielmehr, daß sie ihn in einem fremden Lande ganz allein zurük lassen mußten, und hätten ihn lieber mit sich gefangen, als sich von ihm getrennt gesehen. Henrich von Monte wußte die Bosheit seines Herzens meisterlich zu bergen, und denen zu schmeicheln, die er haßte.

Sie sollten bald Ursache haben, noch über eine Trennung zu trauern, denn als am Ende der Gebirge sich der Weg theilte, so sahen sie, daß diejenigen, welche Hirzhalsen führten, sich auf die andere Seite wandten, und ihm, wie sie in der Ferne aus ihren Geberden wahrnahmen, nicht einmal vergönnen wollten, sich mit ihnen zu lezen. Hätte Hirzhals seinen Schülern nicht so oft eingeprägt, daß Thränen ein Merkmal weibischer Zaghaftigkeit wären, sie würden ihm nachgeweint haben; aber so bemühten sie sich, ihre Empfindlichkeit zu unterdrücken, und wandten alle ihr Nachsinnen auf Mittel zu ihrer Rettung, welche ihnen nicht gar schwer wurden ausfindig zu machen.

Man hatte ihnen gleich beym ersten Ueberfall in ihrem Schlafzimmer alle Waffen entrükt, und diejenigen, welche sie gefangen nahmen, hatten also wenig Gelegenheit gehabt, die Stärke ihrer Arme zu

fühlen. Man sahe in ihnen nichts als ein paar schlanke aufgeschossene Jünglinge, welche, nach ihren wenigen Jahren zu urtheilen, mit Waffen noch wenig umgegangen waren, und vor deren Widerstand man sich nicht zu fürchten hatte. Man hatte ihnen, als man sie auf die Pferde sezte, die Füsse losgebunden, jezt thaten ihre Führer ein gleiches mit ihren Händen, um sich die Mühe zu ersparen, ihre Pferde am Zügel zu führen. Was wäre zween Jünglingen, wie Konradin nnd Friedrich, mit ungebundenen Händen unmöglich gewesen? Ihrer Begleiter waren nur zween, sie übermeisterten sie mit leichter Mühe, bemächtigten sich ihrer Waffen, und glaubten nun alles überwunden zu haben.

Sie bedachten nicht, daß sie sich in einem ganz fremden Lande befänden, dessen Gefahren sie nicht kannten, und in welchem sie die Freyheit sowohl als die Gefangenschaft dem Tode entgegen führen konnte.

An den preußischen Gränzen, wo sie sich an der Spize von Pohlen und Pommern hinziehen, dehnt sich eine weite Landschaft aus, die man schon in den damaligen Zeiten die Wüste Waldon nannte, und die, wo ich nicht irre, auch jezt noch diesen Namen nicht verlohren hat. Rauhe Gebirge und dichte Wälder, die zu jener Zeit noch wenig menschliche Füsse betreten hatten, wechseln in dieser Gegend mit kahlen unfrucht-

baren Ebenen ab. Dicke Nebel, deren Ursache wenigstens damals kein Naturforscher ergründen konnte, ruhen zu jeder Jahrszeit auf derselben, und machen sie zu dem traurigsten Aufenthalt, der sich denken läßt. Hier langten Konradin und Friedrich nach mancher mühseligen Tagereise an, und sahen, nachdem sie diesen Ort ein wenig untersucht hatten, daß sie, anstatt der gehoften Erquickung nach der elenden Nahrung von Wurzeln und wilden Früchten, mit welchen sie sich bisher hatten hinbringen müssen, hier auch nicht einmal diesen kümmerlichen Lebensunterhalt finden würden, sondern, da die Wildniß bey jedem Schritte sich weiter vor ihnen auszudehnen schien, wahrscheinlich hier würden umkommen müssen.

Es war schon der zweyte Tag, daß sie in dieser freudenlosen Gegend herum irrten, ohne ein anderes Gewächs zu sehen, als himmelhohe Tannen und Fichten, deren Früchte, so häufig auch der Boden damit übersäet war, doch nicht im Stande waren, ein paar unglükliche Reisende vom Hungertode zu retten.

Ganz entkräftet langten sie gegen den Abend am Ausgange des traurigen Waldes an, den sie den Tag über durchstrichen hatten. Eine weite mit blauen Gebirgen bekränzte Ebene breitete sich vor ihnen aus, die ihnen, so öd' und unfruchtbar wie sie vor ihnen

lag,

lag, keine andere Erquickung darbot, als einen Trunk aus einer frischen Quelle, welche am Fusse des einen dieser mit ewigen Wolken bedekten Berge entsprang. Sie labten sich, beredeten sich, durch diese armselige Gabe für einen leeren Magen gestärkt zu seyn, sprachen einer dem andern Trost und Hofnung zu, die keiner von beyden selbst fühlte, und schliefen endlich vor Mattigkeit einer in den Armen des andern ein.

Das Uebermaas von Hunger und Ermüdung, welches sonst den Schlaf zu stören pflegt, that diesesmal die entgegengesezte Wirkung. Sie schliefen so sanft und fest, daß sie erst der helle Tag erwekte. Sie schlugen die Augen auf, und ein Anblik, der in dieser Gegend ganz etwas ungewohntes war, erfüllte sie mit einer Art von Freudegefühl, welche das Schiksal oft auch dem Unglüklichsten auf einen Augenblik gewährt.

Die düstere Gegend rund umher hatte sich erheitert, die Nebel schienen sich zu senken, die Gipfel der benachbarten Gebirge hatten ihre Wolkenlast abgeschüttelt, und standen in röthlichem Morgenglanze da. Laß uns noch nicht verzagen, sagte Konradin zu seinem Freunde, als sie einige Augenblicke im Genuß der unerwarteten Scene da gesessen hatten, laß uns nicht verzagen, vielleicht, daß sich unser Schiksal so

aufklären wird, wie diese Gegend, und wo ich nicht irre, fuhr er nach einer Weile fort, so zeigt sich uns schon die Erfüllung meiner Hofnung von ferne. Was ist das dot auf jenem Berge? Ists eine röthliche Wolke, oder ists der Umriß eines Gebäudes?

Beyde strengten ihre Sehkraft an, bis endlich die höhersteigende Sonne den Duft völlig vertrieb, und ihnen die Wirklichkeit von dem zeigte, was sie vorher nur im Schatten gesehen hatten. — Es ist ein Kloster! rief Friedrich, und bemühte sich aufzustehen. Konradin folgte ihm nach, und beyde eilten mit der Geschwindigkeit, die ihnen möglich war, nach der Gegend zu, von deren Erreichung ihr Leben abhieng.

Wie viel sie Zeit brauchten, um an den Fuß des geliebten Berges zu kommen, wie viel ihn zu ersteigen, davon meldet die Geschichte nichts, nur dieses sagt sie, daß sie glüklich vor diesem Gebäude, welches wirklich ein Kloster war, anlangten, und daselbst die freundschaftlichste Aufnahme fanden; eine Aufnahme, wie sie wohl nicht leicht einem Reisenden widerfahren ist.

Arme Pilger zu bewirthen ist in den Klöstern nichts seltenes; die Gastfreyheit machte, wenigstens in den damaligen Zeiten, bey allen Religiosen einen Theil der Ordensregel aus; aber wahrscheinlich hatten die Mönche, zu welchen das Glük unsere Wanderer führ-

te, sehr selten Gelegenheit, diesem Theil ihrer Pflicht ein Genüge zu thun, und fanden sich dann geneigt, das ganze Maas ihrer Wohlthätigkeit über den auszuströmen, welchen endlich einmal der Zufall in ihre wolkigte Gegend brachte.

Drey Tage hielt man die Jünglinge auf, und nährte sie und pflegte ihrer so wohl, daß keine Spur von dem ausgestandenen Elend mehr an ihnen zu finden war. Vielleicht hatten die Mönche etwas Außerordentliches an ihnen gefunden, das ihnen Ehrfurcht einprägte, und sie von vorwizigen Fragen zurükhielt; vielleicht gehörte auch die Bezähmung der Neugierde mit in ihr Gelübde, genug, man hätte die Prinzen vielleicht entlassen, ohne sich nach den nähern Umständen des Unfalls, der sie hieher gebracht hatte, zu erkundigen, wenn sich nicht beym Abschied eine Veranlassung zu umständlicher Erzählung ihrer Begebenheiten, und zu längerm Aufenthalt an diesem gastfreyen Orte gezeigt hätte.

Konradin und Friedrich hatten, ehe sie sich von ihren gütigen Wirthen trennten, noch ein doppeltes Anliegen. Sie baten um einen Wegweiser durch diese wüste Gegend, und um Erlaubniß, dem Obern des Klosters, den sie noch nicht gesehen hatten, ihre Dankbarkeit für die freundschaftliche Aufnahme zu bezeigen.

Man war hier nicht gewohnt Bitten abzuschlagen, und einer von den ältesten Mönchen bereitete sich, die lezte zuerst zu erfüllen. Ihr müßt wissen, sagte er zu den Prinzen, indem er sie durch einige gewölbte Gänge nach dem vornehmsten Theil des Klostergebäudes führte, daß unser Orden, unter andern Sonderbarkeiten, von denen euch schon dieses — (auf ein Schwerdt zeigend, das er so wie die andern alle verborgen unter dem Oberkleid trug) — eine Probe seyn kann, auch diese hat, daß er nicht einem, sondern dreyen Obern gehorcht, welche einer wie der andere in gleicher Macht und Gewalt sizen, und was noch mehr ist, die, ungeachtet dieser Gleichheit, nie etwas von getheilten Meynungen oder streitigen Absichten, nie etwas von Neid und Uneinigkeiten wußten. Der eine von ihnen ist der Stifter unsers Ordens, und der andere, welcher später zu uns kam, wurde von ihm in die Gemeinschaft seiner Würde aufgenommen. Gleiche Endzwecke und gleiche Mittel zu Erreichung derselben, machten sie schon bey ihrem Leben in der Welt zu Brüdern, und es war billig, daß diese Freundschaft auch nach der Zeit beybehalten wurde. — Der dritte unserer Großgebietiger, so pflegen wir unsere Obern zu nennen, kam erst vor Jahr und Tag zu uns; er hatte eben die Würde wie die beyden ersten in seinem Weltleben besessen, er machte unsere Obern mit seinen Ursachen bekannt, warum er die Welt

verließ, und sie fanden den edeln Mann so völlig nach ihrem Sinn, daß sie ihn zum dritten Gefährten in ihrem Bunde aufnahmen.

Der Mönch sprach noch viel über diesen Punkt, mit den Jünglingen, und sie betraten den Ort, wohin man sie führte, völlig vorbereitet, etwas Ausserordentliches zu sehen; aber dennoch überraschte sie der Anblik, der sich ihnen zeigte.

Der Mönch gieng voraus ihre Ankunft und die Absicht derselben zu melden, und drey Männer in halb geistlicher, halb ritterlicher racht, kamen ihnen entgegen, sie mit patriarchalischer Freundlichkeit zu bewillkommen. Sie schienen alle sehr bejahrt zu seyn, Der Schnee des Alters bedekte das Haupt des einen sowohl als des andern, aber der Mittlere behauptete doch hierin den Vorzug vor den übrigen. Er schien ihr aller Vater zu seyn, und wenn sein noch frisches Ansehen, das nur die Runzeln, nicht die Schwachheit des Alters zeigte, der Muthmassung nicht widersprochen hätte, so würde man ihm wenigstens hundert Jahre zugetraut haben.

Der Jüngste von diesem merkwürdigem Kleeblatte fieng an zu reden, und er hatte kaum den Mund geöfnet, hatte sich kaum den beyden Prinzen genähert, um sie mit dem Händedrük deutscher Redlichkeit zu empfangen, als er und sie plözlich mit jener Mischung

von Erstaunen und Freude zurük traten, welche man fühlt, wenn man unvermuthet einen alten Freund oder Bekannten erblikt.

Der Greiß schien zu wanken, was er aus den Jünglingen machen sollte. Sie waren beyde in dem Alter, wo beinahe jedes Jahr die Züge des Vorigen auslöscht, und wo das Gesicht nach Wiederkehr einiger Sommer und Winter nur eine schwache Aehnlichkeit mit dem zeigt, was es war. Konradin und Friedrich wurden von der festern Physionomie des Alten nicht getäuscht. Wie? riefen sie beyde aus einem Munde, der ehrwürdige Hochmeister des deutschen Ordens, der große Poppo von Ostern! Und ihr, erwiederte der Greiß, indem er die Jünglinge beyde zugleich an seine Brust drükte, wo ich nicht irre, Prinz Friedrich und Konradin, die mit den Jahren das geworden sind, was ich mir von euch versprach.

Ich brauche dich, lieber Leser, nicht zu erinnern, daß Friedrich und Konradin, den deutschen Hochmeister auf Elisabeths und Meinhards Hochzeitfeyer kennen lernten. Er gewann schon damals die Knaben lieb, beschäftigte sich viel mit ihnen, und erregte dadurch in ihren jungen Seelen die Liebe und Dankbarkeit, mit welchen man in diesem Alter die Herablassung der Bejahrteren zu belohnen pflegt, und die in einem guten Herzen nicht leicht erstirbt.

Poppo von Ostern ließ die Prinzen aus seinen Armen, um sie seinen beyden Gefährten zuzuführen. Hier, Meister Volquin, und hier, Bruder Herrmann, sagte er, stelle ich euch zween Jünglinge vor, die, wie ich hoffe, meine Erwartung nicht täuschen, und der Welt einst ein Muster guter Fürsten zeigen werden, den Prinzen Friedrich von Baaden, und Konradin, Kaiser Friedrichs Enkel, den künftigen König von Sizilien.

Der älteste von den Greißen, den Poppo Meister Volqnin nannte, sah Konradin mit durchdringenden Bliken an, und der andere, den man den Namen Herrmann gab, empfieng beide Jünglinge mit einem treuherzigen Handschlage.

Ihr seyd bestürzt, meine Kinder, fuhr Poppo nach einer kleinen Pause fort, ihr wißt nicht in was für Gesellschaft ihr gerathen seyd; aber ich denke, ich habe nichts weiter zu thun euch zu beruhigen, als euch genauer mit diesen ehrwürdigen Vätern bekannt zu machen. Dieser hier, den ich wegen der ziemlichen Gleichheit unserer Jahre Bruder nenne, ist der erhabene Herrmann von Balka, so wie ich ehemaliger Hochmeister des deutschen Ordens. Die Schwachheit des Alters nöthigte mich, vor einiger Zeit meine Würde in die Hände Hannos von Sangerhausen niederzulegen, und mein Bruder Herrmann ward vor zwanzig Jahren durch die Bosheit seiner Mitbrüder zu dem nämlichen Schritte

gebracht. Von unserm alten Vater hier brauche ich euch weiter nichts zu sagen als den Namen; wer kennt nicht den ehrwürdigen Meister Volquin, den Obersten der liefländischen Schwertritter, der vor mehr als dreissig Jahren, als er der Welt genug genüzt hatte, und als sein tapferer Arm begann am Schwerte zu erstarren, seinen Orden mit dem deutschen vereinigte, die Obermacht in Herrmanns Händen liess, und auf diesen Berg zog, ein himmlisches Leben zu führen.

Diese kurze Beschreibung that nicht die Wirkung auf die Jünglinge, die Poppo erwartet hatte; das Bewußtseyn, sich in Gesellschaft so grosser Männer zu befinden, vermehrte ihre Verlegenheit. Sie bezeigten den Greisen ihre Ehrfurcht mit wenigen Worten, und zogen sich dann sittsam zurük; es war zu jenen Zeiten die Sitte der Jünglinge, in Gegenwart der Alten zu schweigen.

Meister Volquin hatte noch nicht gesprochen, seine forschenden Augen hatten sich bisher nur mit Friedrichs und Konradins Gesichtszügen beschäftigt, die ihm ausserordentlich vorzukommen schienen. Aber jezt brach er das Stillschweigen, zog die Prinzen näher zu sich, und suchte ihnen durch treuherzige Fragen Muth zu machen.

Eine der ersten, die man an sie that, betraf Hirzhalsen, den Poppo mit Unruh in der Gesellschaft derer

jungen Prinzen wißte, den er ihnen zum Lehrer gab. Diese Frage zog eine umständliche Erzählung ihrer Begebenheiten, vornämlich derjenigen nach sich, die ihnen in den lezten Tagen zugestossen waren. Man hörte Konradin, welcher der Erzähler war, aufmerksam zu; aber der lezte Theil seiner Geschichte machte so einen heftigen Eindruk auf die Greise, daß sie ihn mit aller Ungeduld der Jugend trieben, zum Ende zu eilen.

Wie? riefen sie alle dreye fast zugleich. Geht es jezund so auf der Welt zu? Haben wir darum unsern Orden verlassen, daß man seine heilige Geseze mißbrauchen, und ihn, der vormals der Schuz der Bedrängten war, zum Hinterhalt der Bosheit machen solle? Die Prinzen wurden nochmals um alle Umstände von der Verurtheilung der beyden unschuldigen Ritter, und von Hirzhalsens Gefangennehmung befragt. Die Greisen beredeten sich darauf, und Poppo verließ das Zimmer wie ein Sturmwind, um den Ordensleuten die Befehle der Obern kund zu machen.

Es ist geschehen, sprach er bey seiner Rükkehr, vier unserer geschiktesten Leute sind ins Thal hinabgesandt, um Beweise von der Aussage der Jünglinge einzuziehen, und Hirzhalsens Gefängniß auszukunschaften. Die übrigen sind auf den ersten Wink bereit, die Kutte mit den Waffen zu verwechseln, und mit uns einen ausserordentlichen Zug in die Welt zu thun.

Ihr müßt wissen, fuhr er fort, indem er sich zu den Jünglingen wandte, daß wir uns der irrdischen Angelegenheiten noch nicht ganz abgethan haben, als es scheint. Wir ziehen alle Jahre einmal an der Spize unserer Leute ins Thal hinab, um den Orden zu besuchen, und seine Feinde demüthigen zu helfen. Auch unterhalten wir eine beständige Gemeinschaft mit dem Landmeister zu Kulm, welcher uns eigentlich von allen Angelegenheiten unserer Brüder Nachricht ertheilen soll. Hartmann von Grünbach hat beliebt, uns weder von den Feindseligkeiten der Litthauer, noch von andern Dingen Nachricht zu geben, vermuthlich, daß uns nicht bei dieser Gelegenheit auch etwas von seinen Ungerechtigkeiten zu Ohren komme. Die Zeit unsers gewöhnlichen Heerzuges ist erst in einem Monate, und wir wissen also beinahe seit einem Jahre nicht, wie es um unsere Brüder steht; wir glaubten sie nicht in der grösten Sicherheit, und siehe, die Feinde drängen sie von allen Seiten. Wir hielten sie noch für das, was sie ehemals waren, Schüzer der Unschuld und Handhaber der heiligen Gerechtigkeit, und müssen von euch das Gegentheil hören.

Poppos Angesicht erschien bei dieser Rede vor Zorn ganz feurig, und so auch die Gesichter der andern Alten. Man gieng von neuem zu Rathe, was zu schleuniger Hülfe der guten Sache vorzunehmen wäre, und es ward unter andern beschlossen, daß Poppo noch diesen

Abend an seinen Nachfolger im Hochmeisterthum den edeln Hanno von Sangershausen ein Schreiben ablassen, und von ihm die Absezung und ernstliche Bestrafung des Landmeisters Grünbachs fordern sollte.

Die Geschichte des deutschen Ordens beweißt, daß Poppos Begehren, wenigstens was Grünbachs Absezung wegen Verurtheilung der unschuldigen Ritter betraf, unverzüglich erfüllt wurde, und es läßt sich daraus schliessen, daß die drey Greise auf dem Wolkenberge sich keines Einflusses in die Angelegenheiten des Ordens rühmten, den sie nicht wirklich besaßen.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Man ersuchte die Prinzen, bis zu Berichtignng der Sache im Kloster zu bleiben, und sie waren viel zu begierig an Hirzhalsens Befreyung, auf welche Poppo sonderlich bedacht war, Theil zu nehmen, als daß sie die Einladung hätten ausschlagen sollen; auch machten sie sich anheischig, die unsichtbaren Obern des deutschen Ordens, so nannten sich die drey Greise, auf einem Heerzuge wider die Litthauer zu begleiten. und daselbst ihre erste Waffenprobe abzulegen.

Die ins Thal abgeschikten Kundschafter blieben ver-

schiedene Tage aussen, und unsere Jünglinge hatten indessen gute Zeit, vertrauliche Kundschaft mit den Ordensleuten zu machen, die man nur die deutsche Ritter vom Berge nannte. Was für Nahrung erhielt der Heldentrieb der jungen Prinzen aus den Gesprächen dieser tapfern Krieger! Wie manche weise Lehre, zu einem tugendhaften Leben und zum rühmlichen Tode floß aus dem Munde der erhabenen Greise, wie erbaulich, wie unterhaltend war ihr Umgang, und wer kann das Entzüken der Jünglinge schildern, wenn Meister Volquin den Mund austhat, und seinen Zuhörern eine Aussicht in die graue Vorzeit öfnete!

Lieber Leser, wir gestehen dir aufrichtig, daß es uns Ueberwindung kostet, dir die Geschichte der drey Alten nicht umständlich zu liefern; es würde dir nicht langweilig zu hören seyn, was Vater Volquin alles auf seiner langen Lebensbahn erfuhr, und wie ihn endlich Ueberdruß an der Welt und Liebe zur Weisheit bewog, diese heitere über die irrdischen Nebel erhabene Höhe zu seinem Aufenthalt zu wählen; wo ihm die Nachbarschaft des Himmels die Uebung seiner Lieblingwissenschaft der Astrologie erleichterte. Auch würdest du Gefallen haben an der sonderbaren Geschichte des ehrwürdigen Herrmanns von Balka, und wie er von der Bosheit seiner Feinde gedrängt, plözlich aus dem Lande der Lebendigen verschwand, so daß man ihn für Tod hielt, und

doch die Geschichtbücher von bis auf diese Stunde nichts von der Art seiner Hinfahrt zu sagen wissen, welches ganz natürlich zugeht, da dieser Held noch lange, nachdem man ihn für diese Welt entnommen glaubte, bey Meister Volquin in heiliger Stille auf dem Wolkenberge lebte. Die engen Schranken dieses Buches erlauben nicht, mich über diese Dinge weitläuftig zu erklären, und ich kehre wieder zu Konradin zurük.

Seine Angelegenheiten und seine Aussichten für die Zukunft waren oft auch der Gegenstand der Gespräche der drei weisen Greise; aber ihre Urtheile darüber fielen sehr verschieden aus. Poppo sprach gern mit dem jungen Prinzen von der besten Art, sich dereinst zum Meister seiner Erbreiche zu machen, und Konradin erhielt über diesen Punkt manchen guten Rath von ihm, den er in der Folge in Ausübung zu bringen suchte. Aber Meister Volquin wollte von diesen Dingen nichts hören; er nannte den alten Poppo zu jung, zu unerfahren, um Begebenheiten, die so ins Grosse giengen, richtig zu beurtheilen. Ich habe Konradins Anherren persöhnlich gekannt, sagte er, ich weis den Gang, den ihre Schiksale genommen haben, weis mir aus denselben die Ursachen und Anlagen der gegenwärtigen und zukünftigen Dinge zu erklären, und ohne mich weiter über verborgene Dinge herauszulassen, welche im Buch der Gestirne geschrieben stehen, so thue ich hier den Ausspruch:

Konradin wird wohl thun, wenn er denn Wunsch, eine Krone zu tragen, aufgiebt, und seine Tapferkeit lieber dem Wohl der Christenheit aufopfert. Armer Jüngling, sezte er hinzu, indem er Konradin fest an seine Brust drükte, solltest du schon im Lenz des Lebens durchs Schwert fallen? Solltest du vielleicht deinen besten Freund auch mit in dein trauriges Schiksal verflechten, auch ihn vor der Zeit mit dir in die Grube ziehen? —

Es war unmöglich, daß die Prinzen die Meynung des Alten ganz verstanden, doch schien ihnen eine innere Stimme einige Weisung über den wahren Sinn seiner Worte zu geben, denn gemeiniglich fielen sie nach einer solchen Äusserung Meister Volquins, einander in die Arme, und schwuren, sich weder im Glük noch im Unglük, weder im Leben noch im Tode zu trennen.

Es zeigte sich immer deutlicher, daß die Greise, selbst Poppo endlich, sich auf Hirzhalsens oft geäusserte Meynung lenkten, Konradin würde wohl thun, wenn er den deutschen Orden annähme. In Friedrichen drangen sie nicht über diesen Punct, und da dieser dereinst als Markgraf von Baaden dem Orden weit ansehnlichere Ländereyen hätte zubringen können, als Konradin, welcher, wenn er nach dem Rath der Alten das blieb was er war, Konradin von Schwaben, sich nur weniger Städte und Schlösser rühmen konnte, so fällt aller Verdacht hinweg, den einige geäussert haben, daß

die Greise bey ihren Vorschläge einen andern Endzwek als Konradins wahren Nuzen hatten.

Wahrscheiniich wäre dieser Prinz, wenn er ihnen gefolgt hätte, seinem traurigen Schiksal entgangen; aber welcher Jüngling ist geneigt, die Stimme der Weisheit zu hören, die ihn von einem Wege, der ihm gefällt zurükruft? Auch zweifle ich, daß irgend jemand, daß selbst du, lieber Leser! und ich, die wir jezt seine Handlungen kaltblütig beurtheilen, es gebilligt haben würden, wenn er sich von dem Wege zum Throne hätte ablenken lassen. Da er daselbst einen frühen Tod finden sollte, wäre nns dann so unbekannt geblieben, als es ihm damals war, da er Meister Volquins Warnungen verschmähte, und auf seinem gewählten Pfade fortzugehen beschloß.

Die ausgeschikten Kundschafter der deutschen Ritter vom Berge kehrten zurük, und brachten die Bestätigung von den Aussagen der Prinzen, und die Nachricht von der Absezung Hartmanns von Grünbach mit sich; auch hatten sie die Burg ausgekundschaftet, wo man Hirzhalsen gefangen hielt, welche aber in dem Gebiet lag, das noch von abgöttischen Preussen bewohnt war, und also nicht ohne Blut konnte erobert werden.

Poppo nannte es sonderbar, daß Grünbach seinen Gefangenen in die Hände der Feinde der Christenheit geliefert hatte; er muthmaßte, vielleicht nicht ganz oh-

ne Grund, daß der abgesezte Landmeister insgeheim eben des Verbrechens schuldig seyn möchte, wegen dessen er Hirzhalsens unschuldige Freunde hatte verbrennen lassen. Ob diese Muthmassung richtig war, ob sie je erwiesen wurde, gehört nicht mit in diese Geschichte. Ich habe mich ohnedem nur zu lange bei einer Begebenheit aufgehalten, die nur in sofern zu Konradins Leben gehört, als sie ihm Gelegenheit gab, einige Perlen von den edeln Gesinnungen seines Herzens, und der Stärke seiner Arme abzulegen.

Hirzhalsens Befreyung, welche unverzüglich vor die Hand genommen wurde, war mit so vielen Beweisen seiner Tapferkeit begleitet, daß die drey Alten ihn würdig nannten, den Ritterschlag und die Umgürtung des Schwerts von ihnen zu empfangen; auch Friedrich von Baaden hielt sich brav, und empfieng mit Konradin gleiche Ehre aus ihren Händen. Traget das Schwert, sagte Meister Volquin, und erinnert euch allezeit, daß es die Belohnung einer edeln That, der Aufopferung für euren Lehrer war. Ich weis, ihr werdet es allezeit zum besten der Tugend, möchte ich doch hinzusezen können, ihr werdet es lange zu ihrem Besten führen.

Hirzhals war bei der feyerlichen Handlung gegenwärtig, er triumphirte in dem Bewußtseyn solche Schüler gezogen zu haben, und auch ihm ward das Lob von den drei Großmeistern zu Theil, dem aber Meister Vol-

quin einige nachdenkliche Worte anhieng, welche ziemlich das Ansehen einer Weissagung hatten, und durch die Zukunft nur gar zu sehr bestätigt wurden. So lange Konradin lebt, sagte er, werdet ihr an ihm eine sichere Stüze haben; aber ist er dereinst dahin, so hütet euch zum zweitenmahl, in die Hände eurer abgöttischen Landsleute zu gerathen. Sie werden euch euren Abfall nie verzeihen, und es ist dann kein Konradin, kein Friedrich mehr, der euch retten könnte, unsere Hülfe möchte dann zu spät kommen.

Man rüstete sich nun zum Feldzug wider König Mendog von Lithauen. Die deutschen Ritter von Kulm, und den andern umliegenden Gegenden vereinigten sich mit den Rittern vom Berge. Man vertraute den beiden jungen Prinzen die Führung kleiner Geschwader unter Hirzhalsens Oberaufsicht. Sie wagten den ersten Angrif mit solchem Nachdruk, daß der Schaden, den sie dem Feinde thaten, der Grund zu der grossen Niederlage ward, welche Mendog am Ufer der Weichsel erlitt, und die in den damaligen Zeiten so viel Aufsehens machte, daß man behauptete, die Todten wären aus den Gräbern aufgestanden, um die Heiden bestreiten zu helfen; eine Sage, die sich vermuthlich auf die Gegenwart Meister Volquins und seiner Gefährten gründete. welche von dem grösten Theil der Welt für längst Verstorbene gehalten wurden.

Nach Endigung des Kriegs bestanden die Ritter darauf, Hirzhalsen zum preußischen Landmeister zu machen; aber dieser redliche Alte hatte seinen Abscheu vor Rang, Hoheit und Reichthum noch nicht abgelegt, auch war er durch die Treue, welche Friedrich und Konradin bei seiner Befreyung erwiesen hatten, von neuem viel zu sehr an seine geliebte Schüler gefesselt, als daß er sich von ihnen hätte trennen sollen. Er beschloß, sie in die Arme ihrer Eltern wieder zurük zu liefern, und nicht eher von ihnen zu weichen, biß Konradins Glük entschieden wäre. Die drey Alten des Wolkengebirgs umarmten ihn, und die Prinzen, und kehrten, fest versichert, daß sie keinen von ihnen wieder sehen würden, in ihre erhabene Wohnungen zurük. Hirzhals beurlaubte sich bei den Rittern seines Ordens, und brachte die Prinzen in kürzerer Zeit und mit wenigerer Gefahr in ihr Vaterland zurük, als er sie aus demselben hinweggefüht hatte.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

O Konradin, o Friedrich, wie viel Thränen waren um euch von euren traurenden Müttern vergossen wor-

den! Was hatte Elisabeth gefühlt, als sie aus Tyrol zurükkam und ihren Sohn nicht fand; wie ward der Markgräfin Gertraud zu Muthe, als sie Friedrichs Verlust erfuhr. Sie liebte diesen ihren Stiefsohn so zärtlich, als ob sie ihn selbst gebohren hätte, und ihr Gemahl mußte mehr auf ihre Beruhigung als auf die seinige denken.

Es war das Schiksal der Frauen der damaligen Zeit, alles Leid doppelt so lange zu fühlen, als ihre Männer. Die Männer zogen in den Krieg, und betäubten ihren Schmerz durch das Geräusch der Waffen; ihre Gattinnen blieben daheim in den öden Hallen ihrer Schlösser, und hatten keinen andern Gefährten, als ihren Kummer. Weder Spiel, Ball, noch Assemblee war damals noch zum Trost der armen Damen erfunden.

Dieses war auch das Loos der Gräfin von Tyrol, und der Markgräfin von Baaden; ihre Gemahle waren Albrechten von Braunschweig, ihrem Waffengenossen, zu Hülfe wider die Thüringer gezogen, und der einige Trost ihrer verlassenen Gattinnen war, daß sie sich wieder beisammen befanden, und die abwesenden Gemahle, und die verlohrnen Söhne gemeinschaftlich beweinen konnten. Elisabeths Schmerz über Graf Meinhards Abzug war eben nicht übermäßig; sie liebte in ihm nichts

als den Vater ihrer fünfjährigen Tochter, und konnte ihn also nicht so heftig betrauern, wie Gertraud den vortreflichen Markgrafen von Baaden; desto stärker aber fühlte sie die peinliche Ungewißheit wegen Konradins Schiksal. Sie mußte fürchten, er sey in die Hände seiner Feinde gefallen, sey vielleicht schon getödtet, oder aufs beste, durch eiserne Thore und unübersteigliche Mauern auf ewig von ihr getrennt.

An einem von den Tagen, da der Kummer das Herz der verlassenen Gräfinnen so umwölkt hatte, wie die Nebel die Wüste Waldou, geschah es, daß der Thurmwächter ansagen ließ, es sprengten drey geharnischte Ritter den schmalen Weg zur Burg herauf, wüßte nicht, ob sie in Frieden kämen.

Die Frauen vermutheten Botschaft von ihren Gemahlen, hüllten sich in ihre Schleyer, und giengen in die grosse Halle hinab, um die Boten zu empfahen. Da hörten sie, wie die Ritter mit grossem Getön in den Burghof sprengten, und ihre Herzen fiengen an gewaltiger zu schlagen. — Es war ihnen, als vernähmen sie bekannte Stimmen im Vorplaz. Plözlich flogen die Flügelthüren auf, und zween Jünglinge stürzten sich zu ihren Füssen, die sie nicht an ihren Gesichtern, die der Helm noch bedekte, nur an dem Namen Mutter, damit sie sie begrüßten, für diejenigen erkannten, die sie waren. Jezt flogen die Helme von ihrem Haupte, und

sie warfen sich in die Arme der bestürzten Damen, die nichts als die Namen Konradin und Friedrich aussprechen konnten. Elisabeth war fast ohnmächtig vor Freuden; sie wußte nicht ob sie träumte oder wachte, sie hielt ihren Sohn so fest umfaßt, als wenn sie glaubte, ein Feind wollte ihr ihn entreißen. Erst spät erhielt die Markgräfin Erlaubniß, den jungen Prinzen zu umarmen, und Elisabeth mäßigte sich indessen so viel ab, auch Friedrichen einige mütterliche Liebkosungen zu machen.

Endlich war die Freudenscene allgemein. Gertrauds Stieftochter Agnes, ein Fräulein von zehn Jahren, und Konradins Schwester, die kleine Elisabeth, wurden gerufen, ihre Brüder zu bewillkommen; die Prinzen geriethen aus den Armen der einen in die Arme der andern, und Gertraud zeigte sich so entzükt über Konradins Wiederkunft als über Friedrichen. So viel Leids Elisabeths Sohne in vorigen Zeiten durchs Gertrauds fromme Geschwäzigkeit widerfahren war, so würdest du doch sehr irren, lieber Leser, wenn du ihr dabey einen bösen Willen zutrauen wolltest. Sie liebte Konradin aufrichtig, sie hatte ihm nie schaden wollen, wußte nicht, daß sie ihm je geschadet hatte, und konnte ihm zum Glük nicht mehr schaden, da sein alter Verfolger Bischof Otto todt war, und an seiner Stelle ein anderer Otto saß, welcher sich nicht in fremde Händel mischte, sondern zufrieden war, wenn ihm seine Einkünfte rich-

tig eingiengen, und wenn ihm keine fremden Ritter und Herren, Burgen und Schlösser auf seinen Grund und Boden bauten, als wofür er einen so grossen Abscheu hatte, wie sein Vorgänger.

Nach der ersten geräuschvollen Freude des Wiedersehens folgte ein ruhigerer Auftritt. Fräulein Agnes und die kleine Elisabeth geleiteten, auf Befehl ihrer Mütter, die Prinzen nebst dem alten Hirzhals, der auch freundlich empfangen ward, in die Gemächer, welche sie ehmals bewohnten. Man ließ ihnen Zeit sich umzukleiden, und bereitete indessen ein herrliches Mahl, bey welchem man bis tief in die Nacht saß, und noch nach aufgehobener Tafel bis gegen den Morgen nicht aufhören konnte, von den Ursachen der Entfernung, von den Abentheuern in der Fremde, und von der fröhlichen Wiederkunft zu sprechen.

Welch ein Erwachen am nächsten Morgen, und was diesen ganzen Tag lang für abwechselnde Scenen der Freuden! Doch nicht nur Freude, auch Kummer brachte er für Konradin.

Ich sehe dich nun wieder, mein Sohn, sprach Elisabeth, sehe dich wieder mit Ruhm und Ehre bekrönt, könnte nun hoffen, daß du bald Jahre und Kräfte genug haben würdest, die Ansprüche zu behaupten, zu denen du gebohren bist: Aber wo ist die Hofnung, daß

du je zum Zwek kommen wirst? Deine Feinde haben sich fester in den Besiz deiner Güter gesezt als jemals. Karln von Anjou regiert Sizilien und Neapolis in tiefem Frieden, man liebt und fürchtet ihn; selbst ein grosser Theil deiner Freunde, der sonst so treuen Gibellinen, sind auf seine Seite getreten. Schwaben bleibt für dich verlohren. Richard hat das römische Reich, und deine Oheime, die Herzoge von Bayern, haben mir es deutlich gesagt, daß sie kein Schwert zu Behauptung deiner Rechte zūken werden. Herzog Ludwig meynte so gar, als ich ihn das leztemal sprach, es würde nicht unrecht seyn, dich den deutschen Orden annehmen zu lassen, um dir doch eine gewisse Bestimmung zu geben. Doch machte das Andenken an deine schönen Schlösser und Städte, die du dann dem Orden zubringen müßtest, daß er diesen Ausspruch zurük nahm, und auf den Einfall gerieth, man müsse dich an König Richards Hof schiken, wo du Sitten lernen, und vielleicht auf irgend eine Art dein Unterkommen finden könntest.

Konradin richtete sich hoch auf, und machte eine Miene, die die tiefste Verachtung gegen die niedrige Denkungsart seiner Oheime anzeigte. Er bat seine Mutter ihm Zeit zu lassen, irgend einen Entschluß zu fassen, und versichert zu seyn, daß er nie einen Schritt thun würde, welcher seinem Stande oder seiner Ehre nachtheilig seyn könnte. Auch nicht deinem Leben? rief

ihm die weinende Elisabeth nach, als er bey diesen Worten aus den Zimmer eilte.

O meine Mutter, erwiderte er, indem er zurükkehrte, vor ihr niederfiel und sein Gesicht in ihrem Schoos verbarg, lieber sterben will ich, als einen Augenblik vergessen, wozu mich die Ehre Konrads und Elisabeths Sohn zu seyn berechtigt.

Die Gräfin richtete ihn auf und drükte ihn weinend an ihren Busen, er riß sich von ihr los und flog aus dem Gemach, um ihr nicht sehen zu lassen daß Thränen auch in seinen Augen glänzten.

(1+2) XX III.88
XI.88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte, 1752-1819

Konradin von Schwaben oder Geschichte des unglücklichen Enkels Kaiser Friedrichs des Zweiten

Bd.: 1

Frankfurt ; Leipzig (1791)

P.o.germ. 1200 i-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117606-7
VD18 90436024